

Lenk  
neue  
rzen



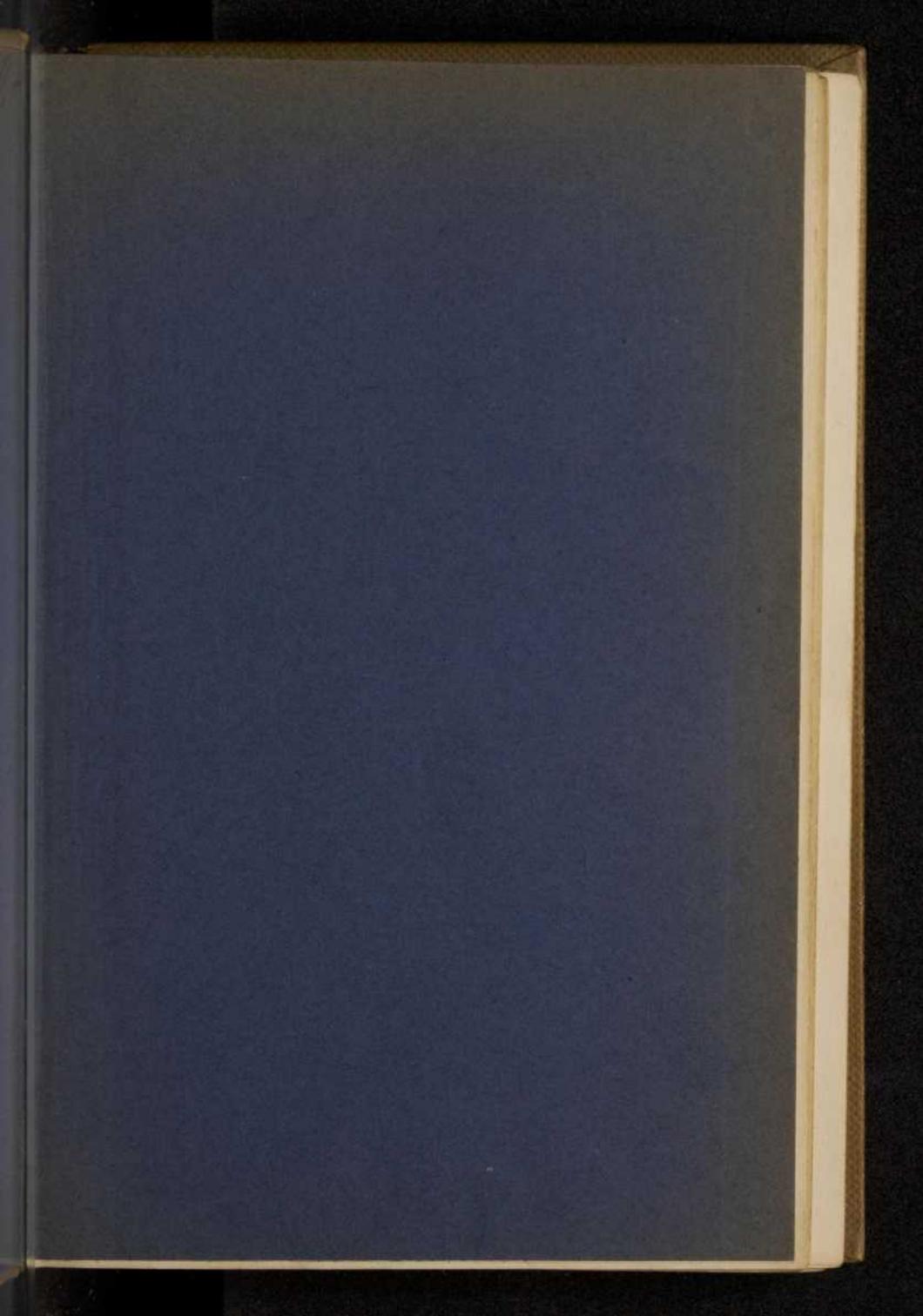
Treue Herzen

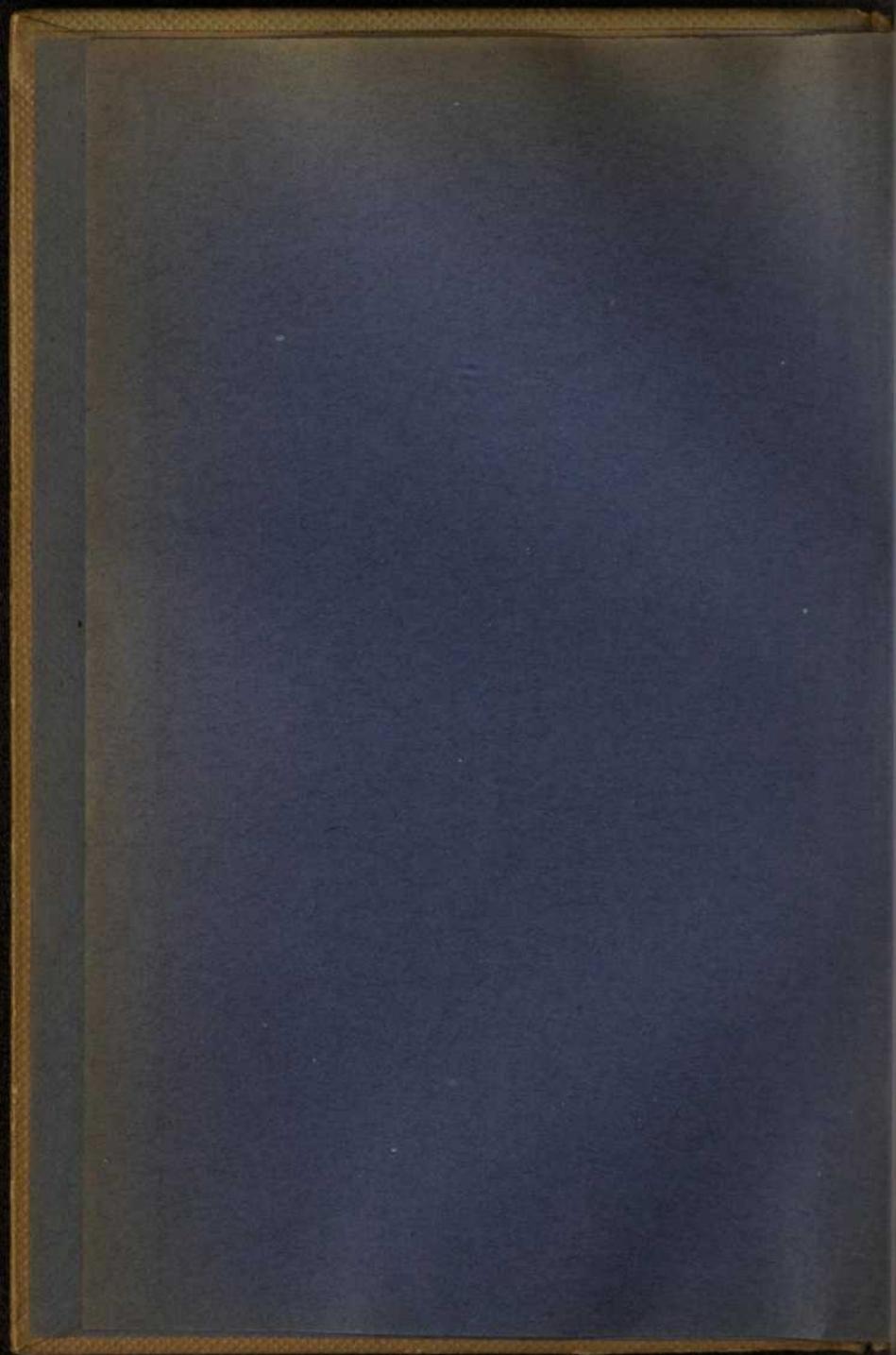
Zwei Erzählungen

von

Margarete Lenk

manuscript





3646

# Treue Herzen.



Zwei Erzählungen für die Jugend

von

Margarete Lenk.



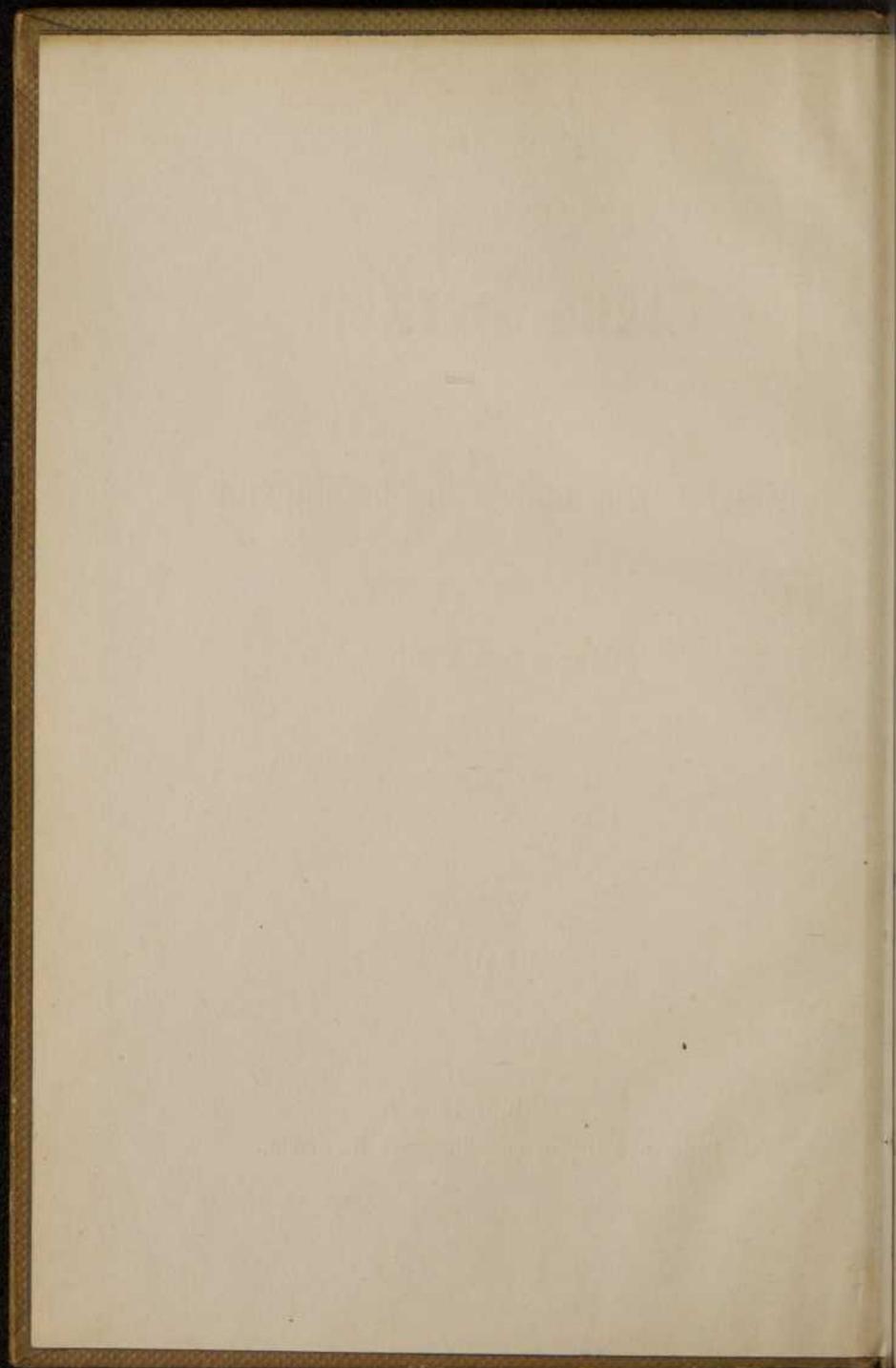
3weite Auflage.



Zwickau i. S.

Druck und Verlag von Johannes Herrmann.

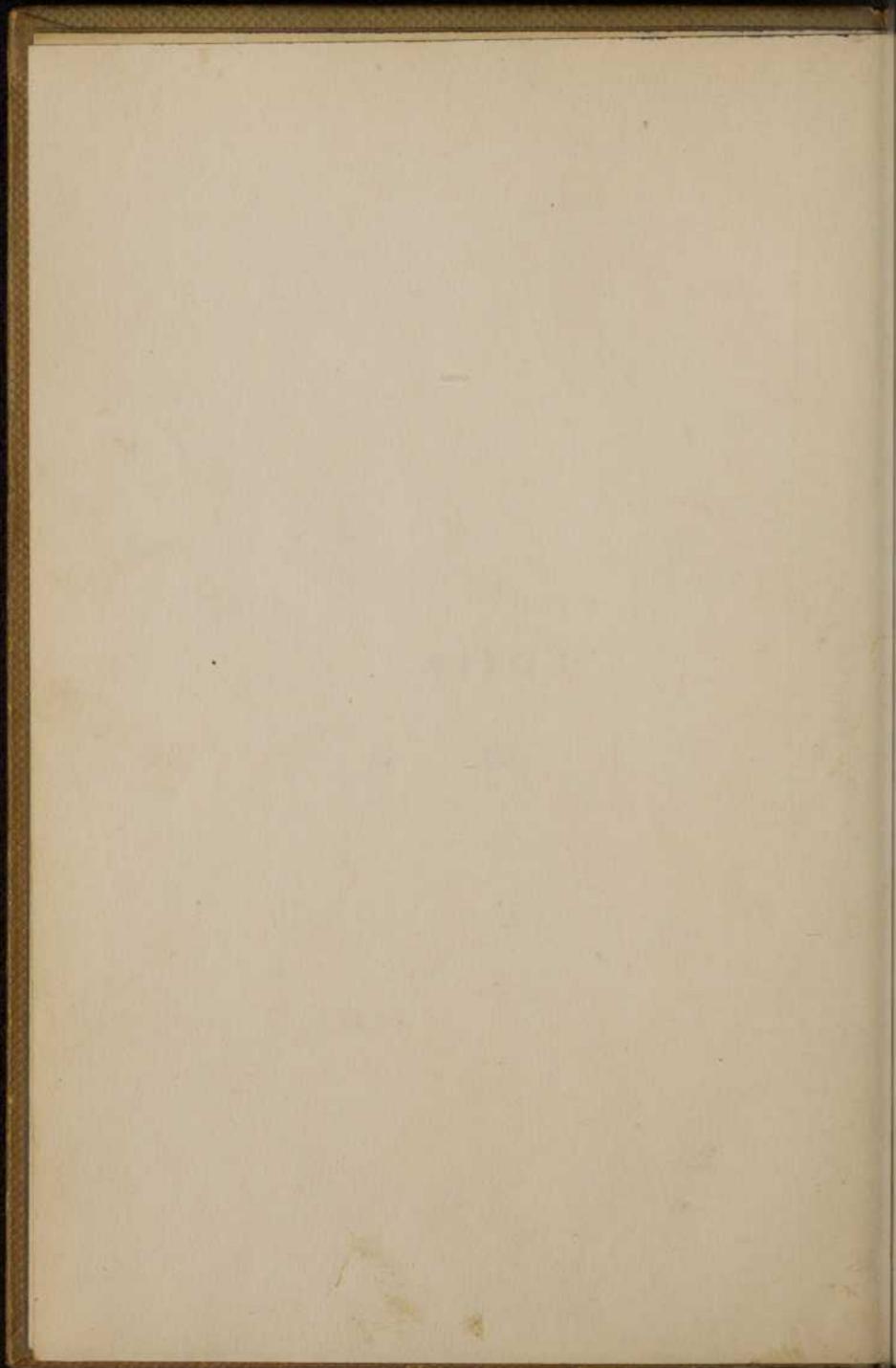




1.

Lotte.







Auf der Brücke, die, den Fluß überspannend, den alten und neuen Teil der Residenzstadt verband, stand der Stadtsoldat vor seinem Schilderhäuschen, und die zwei Stunden seiner Wache wurden ihm heute recht lang. Er dachte nach, warum er eigentlich hier stehe, wußte aber keine Antwort zu finden. Schon oft hatte er bei Tag und Nacht hier Wache gehalten, und nie war irgend etwas Besonderes geschehen. Die Einwohner der Stadt waren damals, es war im Jahre 1780, sehr ehrbar und wußten, was sich auf der Straße schickt. Die gepuderten und bezopften Herren wandelten gemessenen Schrittes über die Brücke, Bücher oder Aktenbündel unter dem Arm, den goldbeknopften Stock in der Rechten. Die Dämchen verbeugten sich zierlich gegeneinander und hoben sorgfältig ihre Schleppen aus dem Straßenstaub, bei schlechtem Wetter aber vermieden sie das Ausgehen gänzlich oder ließen sich gemächlich in der Sänfte tragen. Bauersleute mit Körben oder Arbeiter mit Handwerkszeug wichen den Vornehmen bereitwillig aus, und niemand unterstand sich, plaudernd stehen zu bleiben oder sich über das Geländer zu lehnen, weil jeder wußte, daß es der wohlthätliche Stadtrat um des gemeinen Wohles willen

verboten hatte. Nur die Gassenjungen, die sich zu jeder Zeit gleich bleiben, wagten es manchmal, sich am hellen lichten Tag zu balgen oder gar in einem der steinernen Bogen mit Knippkügeln zu spielen, wurden aber dann gewiß von dem ersten besten Vorübergehenden zur Ordnung verwiesen und zogen schleunig ab, um in einer stillen Nebengasse ihre Beschäftigung fortzusetzen. Auch die Kutscher der wenigen Droschken, die es damals gab, beherzigten wohl das Gebot: „Schritt fahren“, das am Eingang zur Brücke angeschrieben war. So gab es für den Stadtsoldaten nichts zu tun als zu gähnen und sehnlich das Zwölfschlagen der Turmuhr zu erwarten, das ihn von der heißen Brücke in die schattige Wachtstube befördern sollte.

Aber siehe, da geschah wirklich etwas Ordnungswidriges. Da kam ja jemand auf der linken Seite der Brücke von Neustadt herübergegangen, während doch dazu die rechte bestimmt war. Freilich war es nur ein sehr kleiner Jemand, ein pausbäckiges, etwa fünfjähriges Mädchen, das unbefangen seines Weges ging, offenbar seines groben Verstosses gegen die Stadtordnung ganz unbewußt. Es trug ein dunkelrotes Kleidchen mit kurzer Taille und so langem Röckchen, daß nur die zierlichen Füße hervorsahen. Ein feines weißes Halstuch, oben mit einem Spitzenkräuschen verziert, war kreuzweis über die Brust gebunden, die Ärmchen waren bloß, ebenso der lichtbraune Krauskopf, den die Kleine mit einem grünen Schirmchen gegen die Julisonne schützte. Sie trug ein Körbchen, aus dessen Tiefe ein ziemlich zerstoßener Puppenkopf mit großen Glasaugen hervorsah. Mit Amts-  
miene trat der Stadtsoldat der kleinen Person entgegen:

„Weiß das Mamsellchen nicht, daß es auf der falschen Seite ist? Steht ja drüben angeschrieben: ‚Rechts gehen.‘“

„Ich kann ja noch nicht lesen“, erklärte das Kind, unererschrocken zu dem bewaffneten Krieger aufsehend.

„Dann warte Sie, bis der Lastwagen vorbei ist, dann will ich Sie auf die andere Seite herüber eskortieren.“

„Geh'ts da auch nach Meißen?“ fragte die Kleine.

„Ei, will Sie denn nach Meißen?“

„Ja, zur Ruhme, Kirschen holen. Sie hat geschrieben, ich soll nur kommen, sie wären reif.“

„Hat's denn die Frau Mama erlaubt?“

„Ei ja, die hat mich ja selber fortgeschickt! Wack, daß du 'nauskommst, du ungezogenes Ding, hat sie gejagt, ich mag dich gar nicht mehr sehen! Da bin ich in die Schlafstube und hab' mein Nachtzeug eingepackt und meine Aurora, und nun geh' ich zur Ruhme.“

„Hm hm! so so“, schmunzelte der Soldat, „weiß Sie was? Nach Meißen ist's ein weiter Weg für eine so kleine Mamsell. Ich will eben auch dahin, wenn ich abgelöst werde. Setz' Sie sich einstweilen ins Schilderhaus, dann nehm' ich Sie auf den Arm und wir gehen gleich zusammen Kirschen pflücken. Ist's so recht?“

„Ja, das ist hübsch“, rief das Kind, bereitwillig von dem schattigen Häuschen Besitz ergreifend. „Guck, Aurora“, fuhr sie fort, den steifen, höchst abgelebten Puppenbalg hervorziehend, „hier können wir alles schön sehen. Gelt, mein Kindchen, auf der Reise ist's hübsch?“ Dabei küßte sie Auroras keineswegs rosige Wange aufs zärtlichste.

„Dem Soldaten ist das Plaudern auf der Wache streng verboten“, hieß es im Reglement. So begnügte

sich also der freundliche Krieger, seine kleine Gefangene kopfschüttelnd zu betrachten und anzulachen, bis es zwölf schlug, und die Schritte der Ablösung sich tactmäßig näherten.

„Zu Befehl, habe einen Gefangenen gemacht“, rapportierte der Soldat. „Mamsjellenchen will nach Meissen; kam mir jedoch gewagt vor, es passieren zu lassen. Heim find't sich's schon nicht mehr.“

„Na, nu nimm mich auf den Arm“, bat die Kleine, an ihrem Beschützer emporlangend.

„Unsinne“, schalt der Korporal, „wie heißt Sie, kleine Jungfer, und wo wohnt Sie?“

„Lotte heiß' ich und zu Hause wohn' ich.“

„Dummes Zeug, sag' Sie ihren Namen ordentlich. Lotte und wie noch?“

„Enfant terrible nennt mich Frau Mama immer.“

„Schulze, sack' Er den Arrestanten auf; wir müssen ihn mit auf die Hauptwache nehmen.“

Zutraulich schlang Lotte ihre Aermchen um den Hals des Soldaten, so daß das Körbchen über seine Schulter hing, und Auroras Strubbelkopf in die Welt hinausnickte zum großen Entzücken der Kinder, die eben einem geöffneten Schultor entströmten. Ein ganzer Zug derselben folgte den Soldaten in respektvoller Entfernung bis zur Hauptwache, und erst als die Thür geschlossen war, und alles still blieb, trieb sie der Hunger nach dem Mittagsbrot nach Hause.

„Zu Befehl, Herr Leutnant“, hieß es in der Wachstube, „diese kleine Jungfer ist vagabondierend aufgegriffen worden. Sie ist augenscheinlich desertiert und will nach Meissen. Name unbekannt, außer Lotte. Wohnort: zu Hause.“

„Wie heißt denn dein Vater, mein Kind“, fragte der Offizier freundlich.

„Papa. Mon cher père, soll ich sagen; ich tu's aber nicht.“

„Aber was ist er denn?“

„Heute ist er Schöpfsenbraten und Spinat. Puh, das mag ich nicht; bin froh, daß ich weg bin.“

„Aber wenn er gegessen hat?“ fragte der Leutnant weiter.

„Dann raucht er seine Pfeife und schläft, bis er wieder herunter ins Geschäft muß.“

„Was ist denn im Geschäft?“

„Viele Käffer sind da mit Zucker und Reis und Kaffee, und Pakete und Kisten mit viel Staub und Schmutz, und eine große Stube voll Männer, die schreiben alle. Das ist die Firma Ehrenberg.“

„Da haben wir's ja. Schulze, geh' Er auf die Straße und ruf' Er irgend eine geeignete Person, die das Jüngferchen nach Hause zurückbringt. Es ist des Kaufmanns Ehrenberg Tochter, wohnt in der Jägergasse.“

„Nein, ich will nicht nach Hause“, schrieb die Kleine, den Soldaten am Rockzipfel packend, „du mußt mich nach Meissen tragen, du hast's versprochen; was man verspricht, muß man halten.“

„Nun gut“, gebot der Offizier lachend, „so trag' Er das Mamsellchen nach Meissen, aber sei Er schnell wieder hier.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

„Du gehst den falschen Weg“, belehrte Lotte ihren Träger, „dort hinaus zu den großen Bäumen fuhr der Wagen der Ruhme; ich weiß es noch ganz genau.“

„Dort ist's zu weit; wir gehen einen kürzeren Weg“, entgegnete Schulze, mit schnellen Schritten über die Brücke eilend. „Ein Glas Bier müßte jetzt herrlich schmecken“, fügte er leise hinzu, in ein Nebengäßchen einbiegend; „soviel Zeit kommt schon 'raus, wenn ich schnell gehe.“ Damit trat er in eine kleine Gastwirtschaft, ließ Bier und Butterbrot bringen und theilte diese Genüsse redlich mit seinem Schützling, der immer zutraulicher und übermütiger wurde.

„Gelt, auf der Reise trinkt man Bier, zu Hause kriegt man feines!“

„Aber nun schnell nach Meißen“, mahnte Schulze, „sonst essen sie uns alle Kirichen weg.“

Um die Kleine zu täuschen, benutzte er enge Gäßchen und Durchgänge, die damals häufiger waren als jetzt; aber endlich blieb ihm doch nichts anderes übrig, als in die breite Jägergasse einzubiegen.

Im Hause Ehrenberg herrschte indessen große Aufregung. Zwar war es nichts Seltenes, daß Lotte vermißt ward, denn sie entschlüpfte gar zu gern der Hut der alten Kinderfrau, um kleine Streifzüge zu unternehmen. Doch hatte man sie bisher stets bald gefunden, entweder in den Lagerräumen, wo sie auf Ballen und Fässern herumkletterte, oder beim Bäcker, wo sie ungeniert zulange, oder vor dem Fenster des Buchbinders ins Anschauen der grellfarbigen Bilderbogen versunken. Heute aber hatte sie seit zwei Stunden kein Mensch gesehen, selbst in der Höhlung unter Papas Schreibtisch, dem letzten Zufluchtsort nach begangenen dummen Streichen, war sie nicht zu finden. Schöpfsenbraten und Spinat wollten keinem recht schmecken, und die

gesamte Dienerschaft machte sich nochmals ans Suchen, während die Eltern mit besorgter Miene vom Fenster aus die Straße auf und ab sahen.

„Es wird wirklich Zeit, mon cher“, begann Madame Ehrenberg, „dieses Kind in strengere Zucht zu nehmen. Es schlägt ganz aus der Art, es hat keine Spur von Ehrgefühl und weiß nicht im mindesten, was sich schickt. Erst gestern sah ich es im Hofe mit den Auflagern frühstücken, und Lehmann ließ es auf seiner Schulter reiten. Paßt das für ein junges Fräulein von guter Familie?“

„Aber beste Rosalie“, entgegnete der Vater lächelnd, „sie ist ja noch so klein, erst fünf Jahre. Sie hat ein frisches Gemüt und sieht noch jeden Menschen als ihren Freund an; darin möcht' ich sie nicht gern stören. Wenn es dir aber nicht lieb ist, daß sie im Hause herumläuft, so könntest du sie vielleicht etwas mehr bei dir behalten?“

„Natürlich“, entgegnete Madame gereizt, „es ist meine Schuld, daß das Mädchen entartet! Ich erwartete das. Was soll ich mit ihr anfangen, wild und unmanierlich, wie sie ist? Kann ich gestatten, daß sie ihre Puppen in meinem Zimmer umherwirft oder mit ihren ewig schmutzigen Händen Vorhänge und Tapete besudelt? Ihre Schwestern hatte ich von klein auf gern um mich; sie saßen sitzsam auf ihrem Schemel mit einer kleinen Stickerie beschäftigt und verneigten sich zierlich vor eintretendem Besuch. Wie hingegen benimmt sich dieses Kind? Noch jetzt fällt sie uns beiden jeden Morgen um den Hals und zerdrückt rücksichtslos meine Spitzenhaube, statt mit artigem Knix den französischen Morgengruß zu sprechen. Es ist gegen alle Sitte! An meinem Geburtstag im Frühjahr hatte ich

sie im Empfangszimmer behalten, weil sie in dem neuen weißen Kleidchen allerliebste aussah. Wohl zwanzigmal hatte ich ihr die Worte vorgesagt, mit denen sie die glückwünschenden Damen begrüßen sollte: „Bon jour, madame, vous êtes bien venue, je suis votre servante.“ Jetzt trat Madame Berkemeier ein, des kühlen Wetters wegen noch im Pelzüberwurf. Die beiden ältesten machten artig ihre Reverenz; dieses entsetzliche Kind aber läuft auf die geehrte Dame zu, streicht vorwitzig über den weichen Zobelbesatz und fragt: „Bist du der Pelznickel?“ Pelznickel! Welch ein Ausdruck! Aber das kommt von dem Umgang mit Lehmann und seinen Genossen. Du lachst, mon cher! Nun, du wirst bald nicht mehr lachen, wenn du auf deinem Willen bestehst und meinen Rat mißachtest.“

„Ich weiß, meine Liebe, worauf du anspielst“, erwiderte der Vater. „Du willst eine Gouvernante ins Haus haben für die Mädchen. Es tut mir ungemein leid, daß ich dir darin nicht willfahren kann. Wir sind bürgerlich und dürfen unsere Kinder nicht erziehen lassen wie Familien von Adel. Ich lasse dir gewiß in Bezug auf den Haushalt die größte Freiheit, vielleicht zu viel. Wir sind eleganter eingerichtet, haben mehr Dienerschaft und machen mehr Aufwand als alle meine Geschäftsfreunde. — Unterbrich mich nicht, meine Liebe; ich weiß, was du sagen willst. Es ist wahr, du hast durch dein Vermögen den Grund zu unserem Wohlstand gelegt. Dennoch bitte ich dich in aller Liebe und Hochachtung, halte Maß, und erlaube mir, was die Erziehung der Kinder betrifft, auch ein Wort mitzureden. Ich fürchte, du hast unsere älteren Töchter zu früh zu Damen gemacht; laß meinen kleinen

Liebling noch eine Zeitlang seine Kindheit genießen. Sieh, sieh, da kommt sie ja. Ist's nicht zum Totlachen, wie der kleine Unhold auf den großen Kerl einhaut!"

„Mon Dieu, quel horreur! Mademoiselle Ehrenberg auf dem Arm eines gemeinen Soldaten, umgeben von jubelnden Gassenjungen“, rief die Frau Mama, und es war nur allzu wahr.

„Na warte nur“, schrie Lotte, mit den dicken Fäustchen auf Schulzens Rücken hämmern, „dir wird's schlecht gehen, du hast mich belogen. Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht! Nein, nein, nein, ich will nicht heim, nach Meißen will ich, laß mich 'runter, laß mich los!“

Aber schon kam die alte Kinderfrau, von der erzürnten Mama entsendet, mit ausgebreiteten Armen aus der Haustür geeilt, um dem braven Schulze die zappelnde Last abzunehmen und die Erklärung des kleinen Abenteurers zu hören. Der gute Papa öffnete indes das Fenster und warf ein eingewickeltes Geldstück herab mit den freundlichen Worten: „Hier, guter Mann, trink' Er ein Glas Bier auf das Wohl des kleinen Schreihalses.“ Dann zog er sich in sein Comptoir zurück, wie er stets zu tun pflegte, wenn seine Frau in gereizter Stimmung war, denn er war ein gar friedliebender Mann. Lotte aber ward von der erzürnten Mama nach einigen sehr empfindlichen Klapsen in ein Kämmerchen des oberen Stockwerkes eingeschlossen, um dort über die Missetaten des Morgens nachzudenken.

Nachdem sich Madame Ehrenberg durch eine lange Mittagsruhe von ihrem Aerger erholt, begab sie sich ins Schulzimmer, um sich am Anblick ihrer wohlherzogenen

Töchter zu erquickten. Am Vormittage betrat sie es selten und ungern, denn da herrschte der alte Magister Spindler darin, dem der Herr Papa ganz gegen ihren Wunsch den Unterricht der Kinder anvertraut hatte. Bei den Knaben hatte sie nichts dagegen, aber die Mädchen hätten ihrer Ansicht nach von der trockenen Gelehrsamkeit verschont bleiben sollen. Nun, noch ein Jahr, dann waren sie beide frei und konnten ihre ganze Zeit auf die Ausbildung in solchen Künsten wenden, durch die man sich in Gesellschaft beliebt macht. Die dreizehnjährige Friederike und die zwölfjährige Julie hatten sich eben noch heftig gezankt um den Besitz eines rosa Atlasfleckchens; sobald sie aber Frau Mamas Schritte im Nebenzimmer hörten, vertagten sie ihren Streit und stellten sich mit holdseliger Miene einander gegenüber, um den neugelernten Menuettschritt zu üben, wozu Friederike den Takt trällerte. Der große Schultisch war bereits beiseite geschoben, denn man erwartete Herrn Leisetritt, den Tanzmeister.

„Recht so, mes filles“, rief die Eintretende plötzlich erheitert. „Julie, den Kopf ein wenig höher, den Arm so gebogen; jetzt eine tiefe Verneigung. Ah charmant, fort joli! Nun, Wilhelm und Fritz, warum übt ihr nicht auch ein wenig? Aber wie siehst du aus, Wilhelm! Die Schuhe bestaubt, die Strümpfe herabgerutscht und Erde am Beinkleid!“

„Er hat wieder dem Jakob im Garten geholfen“, meldete Julie, sich mitten in einer graziosen Wendung unterbrechend, „das Asterbeet hat er bepflanzt und Unkraut ausgejätet.“

„Dacht' ich mir's doch“, rief die Dame empört, „wozu halten wir Diensteute, wenn meine Söhne im Schmutz

wühlen? Und du, Fritz, bist bei meinem Eintritt nicht aufgestanden, sondern mit beiden Armen auf den Tisch gestützt über deinem Buch sitzen geblieben. Lernst du nie, was sich schickt?"

„Verzeihen Sie, Frau Mama“, rief der zarte, achtjährige Knabe aufspringend und ihr die Hand küssend. „Ich vergaß es ganz; ich las eben die Geschichte vom Siegfried, sie ist gar so schön. Sehen Sie nur das Bild, wo er den Lindwurm erschlägt.“

„Fritz, in meiner Gegenwart redet man nicht von Wärmern, es macht mich nervös.“

„Voilà monsieur Leisetritt“, riefen die Mädchen, und der Angemeldete trat herein, die kleine Geige unterm Arm.

„Votre serviteur, madame! Dürfte ich mir wohl erlauben, zu fragen, ob deren Behausung in eine Festung umgewandelt ist, sintemal die Wurfgeschosse dem Ankommen um den Kopf fliegen?“

„Was meinen Sie damit, monsieur?“

„Hier diese Stückfugeln prasselten auf meinen Hut, als ich den Fuß über die Schwelle setzte“, entgegnete der Tanzmeister, eine Handvoll getrockneter Pflaumen aus der Tasche ziehend. „Es fliegen noch viele dergleichen in der Luft herum, und die Gassenkinder machen sich ein Vergnügen, sie aufzufangen.“

Eine Weile stand die Dame ratlos auf die Pflaumen blickend, dann stürzte sie mit dem Rufe: „O das entsetzliche Kind!“ hinaus und die Treppe hinauf in Lottes Gefängnis. Da stand ja ein großer Sack der besten getrockneten Pflaumen, die sich die Hausfrau zu eigenem Gebrauch beiseite gestellt hatte, und von diesen warf die Kleine, auf einer

Fußbank stehend, lachend und jubelnd mit vollen Händen zum Fenster hinaus, während die Gassenkinder unten „mehr, immer mehr!“ schrien. Wie im Wirbelwind ward die kleine Segenspenderin die Treppe hinab in die Kinderstube befördert, und die Rute hinter dem Spiegel ward so energisch gebraucht, daß der so fröhlich mit einer Vergnügungsreise begonnene Tag recht düster und melancholisch endete. Ganz allmählich, aber mit sicherer Hand begann Frau Mama von nun an die Freiheit des kleinen Wildfangs einzuschränken, ohne daß der zärtliche Vater es hindern konnte. Zuerst ward sie in die Strickschule der Mamsell Dore geschickt, um sich im Stillsitzen zu üben, und brachte nach drei mühseligen Monaten ein formloses schwärzliches Machwerk nach Hause, ein Strumpfband vorstellend, dessen Abkunft von dem weißen Garnknäuel wohl niemand vermutet hätte. Bald wurden auch die kleinen Finger auf die Tasten des Klaviers gelegt, um wenigstens das Lied vom bescheidenen Beilchen und schneeweißen Lämmchen klimpern zu lernen; die kleine Pianistin zog aber den Gassenhauer vom „lieben Augustin“ entschieden vor und begleitete ihn, so oft man sie allein ließ, mit schallendem Gesang.

Endlich aber kam der langersehnte Tag, an welchem Friederike und Julie aus dem Schulzimmer entlassen wurden, und die nun sechsjährige Lotte mit gutem Recht in die Zucht des Magisters gegeben werden konnte. Ganz gegen seine Art fürchtete sich das Kind gewaltig vor dem guten alten Herrn, denn man hatte ihn bei jeder Gelegenheit zum Popanz gemacht: „Warte nur, wenn du nur erst zum Herrn Magister kommst, der wird dir den Uebermut schon austreiben.“

Zur großen Verwunderung der Eltern waren aber die beiden nach den ersten Tagen schon die besten Freunde, und strahlend vor Stolz und Vergnügen zeigte Lotte dem Papa zur Mittagszeit die Hieroglyphen auf ihrer Tafel und deklamirte ihm die geistreichen Verschen, durch welche man damals den Kindern die Anfangsgründe alles Wissens beizubringen pfliegte, als zum Exempel: „Der Affe gar possierlich ist, zumal wenn er vom Apffel frißt.“ Oder: „Der Esel ist ein dummes Tier, was kann der Elefant dafür?“ Indessen verweilte die kleine Schülerin nicht lange bei diesen ehrwürdigen Grundlagen; sie lernte erstaunlich schnell lesen und schreiben, und dann ging es munter vorwärts. Noch nie war der alte Magister mit so elastischem Schritt dem Ehrenbergischen Hause zugeeilt als jetzt, wo ihn statt der übelkautischen gelangweilten Mädchen das feurige, lebensfrische Kind erwartete. Freilich quälte sie ihn genug, denn sie wollte alles von Grund aus wissen und verstehen, so daß er oft die Perücke fragend klagte: „Jungfer Lotte, Jungfer Lotte, Sie kann mehr fragen, als alle Weltweisen beantworten können.“ Aber dennoch brachte er unermüdlich Karten und Bilder, Pflanzen und Käfer, Steine und Schmetterlinge mit ins Schulzimmer, um ihren Wissensdurst zu befriedigen, und zur Sommerszeit wanderte er manchen Nachmittag mit den drei Kindern hinaus in Wald und Feld, um ihnen allerhand Wunder in Gottes Schöpfung zu zeigen.

„Weißt du was“, sagte Fritz zu Wilhelm, „die Lotte ist ein famoser Kerl, sie hat den alten Spindler ganz umgewandelt. 'S ist eine Lust zu lernen, seit die Riese und Julie nicht mehr an einem herumgouvernieren.“

Zwar preßten die Stunden, in denen unter Aufsicht der Mama Tanz, Musik und feine Handarbeiten geübt werden mußten, der Kleinen noch manchen Seufzer aus, aber auf freundliches Zureden des Vaters nahm sie sich auch da mehr zusammen, obwohl sie in diesen Stücken nie Hervorragendes leistete. Was hätte sie auch dem Vater nicht zulieb getan? Wie glücklich war sie, wenn er ihre Schularbeiten lobte, wie eifrig besorgte sie kleine Geschäfte, die er ihr auftrug; und nahm er sie ja einmal mit den Brüdern in sein leichtes Wägelchen zu einer Fahrt über Land, so ward solch ein Freudentag nie vergessen. Dann durfte sie plaudern, erzählen und fragen nach Herzenslust; herrlich schmeckte Milch und Brot in der Dorfschenke, und große Sträuße von Wiesenblumen wurden eingesammelt. Ganz anders war's, wenn sie Mama zu einem Spaziergang oder gar zu einer Visite mitnahm. Ach, das waren Lottes schwerste Stunden! Die Füße auswärts setzen, den Kopf gerade, den Rücken steif halten, sich zierlich vor Bekannten verneigen, jedem ein paar höfliche Worte sagen, das sollte dabei gelernt werden. Seit sie älter und verständiger war, gab sie sich redlich Mühe, der Mama in allem gehorsam zu sein, aber hierbei machte sie es ihr und den Schwestern nie zu Danke. Sie hatte alle Leute sehr lieb, aber sie vergaß immer wieder, wem man die Hand reichen durfte, wem man nur mit herablassendem Kopfnicken grüßen, oder vor wem man sich tief verneigen müsse. „Das Kind wird nie, nie lernen, was sich schickt“, war die stete Klage der Mama, und sie gab endlich die Hoffnung auf, Lotte nach ihrem Sinn zu bilden. Ihre Zeit war durch die Ausbildung der er-

wachsenden Töchter und deren Einführung in die Gesellschaft so sehr in Anspruch genommen, daß für die jüngste nur wenig übrig blieb. Desto inniger schloß sich diese den Brüdern an. Bald teilte sie alle ihre Spiele und Erholungen: sie sprang und exerzierte, freiselte und schob Regel, lief auf Stelzen und glitt auf dem Eise wie der beste Bube, und wuchs dabei gesund und kräftig, frisch und blühend heran.

Bis ins zwölfte Jahr dauerte dies glückliche Kinderleben; dann aber trat eine Veränderung ein. Schon längere Zeit kränkelte Magister Spindler, und endlich erklärte er mit großem Bedauern, es sei ihm wegen seines vorgeschrittenen Alters nicht möglich, den Unterricht noch länger zu erteilen als bis zum nächsten Ofterfest. Aber schon vor demselben ward ihm einst während der Stunden sehr übel; man brachte ihn nach Hause, und noch ehe die Ofterglocken klangen, hatte man den treuen Lehrer hinaus auf den Kirchhof getragen. Das war Lottes erster großer Schmerz und machte tiefen Eindruck auf ihr lebhaftes Gemüt. Sie ward von da an ernster und mädchenhafter, und nur noch selten, wenn die Versuchung sehr groß war, oder Stunden lästigen Zwanges ihre Geduld ermüdet hatten, ließ sie sich zu knabenhafter Wildheit und totem Uebermut hinreißen.

Dazu kam, daß ihr die Gesellschaft der Brüder genommen ward. Ihr treuer Kamerad Fritz, ein ernster, fleißiger Knabe, ward der lateinischen Schule in einer entfernten Stadt übergeben, denn sein Sinn stand aufs Studieren. Wilhelm aber, der schön und stattlich herangewachsen war, bat die Eltern inständig, ihn Gärtner oder

Landwirt werden zu lassen. Bis vor kurzem hatte der Vater gehofft, seinen ältesten Sohn ins Geschäft einzuführen, seit einiger Zeit aber schien er diesen Wunsch ausgegeben zu haben, sprach wenigstens nicht mehr davon. Mit Verachtung wandte sich Frau Mama von dem Gärtnerberuf ab, der des Landwirts schien wenigstens des Besinnens wert.

„Wie wäre es“, sagte sie zu ihrem Mann, „wenn wir ihm den Willen täten? Wir könnten ihm später wohl ein Gut kaufen, daß er selbständiger Herr würde. Es gibt ja bürgerliche Gutsbesitzer, die in Wohlstand und Ansehen manchen Adeligen übertreffen.“

„Nein, meine Liebe“, entgegnete der Vater sehr ernst, „wir können ihm nimmer ein Gut kaufen; den Gedanken schlag dir nur aus dem Sinn! Denkst du denn, der Aufwand, den du gemacht hast, besonders in den letzten Jahren, seit die Mädchen erwachsen sind, habe unser Vermögen vergrößert?“

„Ich verstehe dich nicht, mon cher. Wie sollen unsere Töchter ihr Glück in der Welt machen, wenn wir sie nicht standesgemäß kleiden, sie nicht in Gesellschaft führen und auch dann und wann einen Kreis gewählter Gäste bei uns sehen? Aber du bist zu ängstlich, zu langsam. Du mußt das Geld mehr in Umlauf setzen, größere Geschäfte machen, höhere Zinsen nehmen. Bei deinem guten Ruf kann dir ja das Glück nicht fehlen.“

Hörte Madame nicht den leisen Seufzer, den der biedere Kaufmann bei diesen Worten ausstieß? Ach nein, sie hörte ihn nicht, sondern fuhr eifrig fort: „Wilhelm muß natürlich seinen Wunsch aufgeben, wenn es so steht.“

Als Verwalter oder Inspektor soll mein Sohn nicht über die Stoppelfelder laufen.“

Ohne Zeit zu verlieren, nahm Frau Mama den Sohn in ihr Kabinett, um die Erfüllung eines Wunsches anzubahnen, den sie beim Anblick des schönen Knaben schon längst im stillen gehegt. Sie schlug ihm vor, die militärische Laufbahn zu erwählen, und schilderte ihm dieselbe in so glänzenden, verlockenden Farben, daß ein unerfahrener, frischer Junge nicht wohl widerstehen konnte. So sah sich auch Wilhelm schon im Geist mit Federbusch und Ordensstern ein Regiment kommandieren, und die Mutter schwelgte in ähnlichen Zukunftsbildern. Vorderrhand ward er freilich erst als Kadett der Militärschule einverleibt, und kam dort in so strenge Zucht, daß selbst der betrefte Rock und das kleine stumpfe Schwert an der Seite nicht immer genügenden Trost gewährten.

O wie verwaist kam sich Lotte vor, als die Brüder fort waren! Von weiterem Unterricht in den Wissenschaften war keine Rede. Mama erklärte, das Mädchen habe schon über und über genug gelernt, und wenn gespart werden solle, sei es hier am Platze. Auch Tanz- und Musiklehrer verschwanden allmählich, dagegen ward Lotte unter die Hand der Wirtschafterin getan, damit sie lerne, sich im Haushalt nützlich zu machen. Friederike und Julie sollten ja auch auf ausdrücklichen Wunsch des Vaters den häuslichen Geschäften nicht ganz fremd bleiben, zeigten aber nur wenig Lust und Liebe dazu. Auch waren der notwendigen Visiten und Einladungen so viele, und die Vorbereitungen dazu so umständlich und zeitraubend, daß sie höchstens dazu kamen, dann und wann einen feinen

Ruchenteig einzurühren, den Teetisch zierlich zu ordnen, und die Dienstleute bei jeder Gelegenheit zu tadeln und zu schelten.

Lotte war anfangs nicht ganz zufrieden mit der neuen Lage der Dinge. Sie hätte gar zu gern noch etwas mehr gelernt. Aber sie war sich bewußt, daß sie in vielen Dingen die Grenze der damaligen weiblichen Bildung bereits überschritten hatte, also keinen Anspruch auf weiteren Unterricht machen durfte. Die geliebten Bücher hatte Fritz mitgenommen, die Schäferspiele und französischen Erzählungen, die die Schwestern lasen, interessierten sie nicht. Um nun dem Müßiggang, der ihrer Natur ganz und gar zuwider war, zu entgehen, warf sie sich mit der ganzen Kraft und Frische ihres gesunden Gemüths auf das neue Arbeitsfeld. Bald erwachte ihr weibliches Bewußtsein, und munter tummelte sie sich in den verschiedenen Zweigen der Hauswirtschaft. Befriedigt sah die Mama das Gelingen ihres Planes. Es war gut, wenn das helle Auge des Töchterleins den Dienstleuten auf die Finger sah, denn sie hatten in den letzten Jahren gar zu sehr auf eigene Hand gewirtschaftet. Zum erstenmal in ihrem Leben durfte Lotte manchmal ein Wort des Lobes aus dem Munde der Mutter hören, und des Vaters oft recht düsterer Blick erheiterte sich, wenn er auf dem allezeit fröhlichen Töchterlein ruhte.

Bald vermehrte ein wichtiges Ereignis die Geschäftigkeit und Sorge der Mama. Friederike hatte sich verlobt. Auf einer Maskerade, wo sie als Schäferin gekleidet gar lieblich aussah, hatte sie die Bekanntschaft eines ebenso schönen Schäfers gemacht, der nach wenig Tagen bei den Eltern feierlich um ihre Hand anhielt. Es war ein junger

Offizier von Adel, von wirklichem Adel zum Entzücken der Mama. Zwar war sein Vermögen nicht allzu groß, aber doch genügend, um standesgemäß zu leben. Der Vater zeigte bei der ganzen Sache eine auffallende Gleichgültigkeit. Als er sich überzeugt hatte, daß gegen die Person des jungen Mannes nichts einzuwenden sei, überließ er alles übrige der geschäftigen Mama, nur bat er sie, bei Besorgung der Aussteuer eine bestimmte Summe nicht zu überschreiten. Länger als gewöhnlich saß er abends in seinem kleinen Comptoir, entschuldigte sich bei Einladungen meist mit Arbeit oder Unwohlsein und war oft recht blaß und still. Kam er dann ermüdet ins Wohnzimmer, so seufzte er wohl, wenn er es öde und leer fand; bald aber öffnete sich die Thür, seine Jüngste trat herein, immer gut gelaunt, munter und fröhlich, setzte das Teebrett auf den Tisch und scheute sich nicht, statt des steifen Knixes die Arme um seinen Hals zu schlingen und ihn herzlich zu küssen, wie ehemals, als sie noch ein kleines, wildes Kind war. Hätte Mama gesehen, wie aufmerksam und zierlich die Kleine den Vater bediente, wie gewandt sie auf sein Gespräch einging und ihn unmerklich zu zerstreuen und zu erheitern verstand, sie hätte doch zugeben müssen, daß das Kind wohl wisse, was Anstand und gute Sitte ist, wenn man ihr nur gestattete, ihrem liebevollen Herzen zu folgen.

Die Ausattung der Tochter war vollendet. Sie hatte viel Arbeit und Mühe, aber auch sehr, sehr viel Geld gekostet, weit mehr als anfangs dafür bestimmt worden war. Die Hochzeit ward gefeiert, nicht gerade glänzend, aber doch reich und vornehm und mit viel

größern Aufwand, als ehemals die Hochzeit der Eltern. Etwas getrübt war das Fest durch die gar so ernste Stimmung des Hausherrn, die niemand entgehen konnte. Das junge Paar war abgereist nach der Garnisonsstadt, wo es leben sollte, und Frau Ehrenberg, ermüdet durch die Aufregung der letzten Monate, versprach ihrem Mann, nun desto stiller und eingezogener zu leben. „Ich gestehe, mon cher, daß es fast zuviel war an Festen und Gesellschaften, aber jedermann wollte das liebe Paar gern bei sich sehen, und allein durfte ich es doch nicht gehen lassen. Nun wirst du dich auch bald erholen; ich sehe mit Verdrüß, daß du nicht ganz wohl bist.“

Die nun bald vierzehnjährige Lotte hatte von all den Festlichkeiten der letzten Zeit sehr wenig genossen, verlangte auch nicht danach. In der Arbeit tüchtig und umsichtig über ihre Jahre, war sie in allem übrigen ein rechtes Kind geblieben. Ein gelegentliches Spiel mit den kleinen Buben und Mädchen der Auflader, die sich gern in dem geräumigen Hofe einfanden, ein Spaziergang mit dem Vater, im Winter eine Schlittenfahrt oder verstohlenes Gleiten auf der langen Eisbahn im Garten waren ihre liebsten Erholungen.

Es war im ersten Winter nach Lottes Konfirmation, da trat eines Sonntags Lehmann, der oberste Auflader, im besten Staat in die Stube und bat um eine Unterredung mit Madam Ehrenberg.

„Hochgeehrte Madam“, begann er feierlich, „sintemal mich meine Geliebte am vorigen Donnerstag unter Gottes Beistand mit einem gesunden Töchterlein beschenkt hat, mit Respekt zu vermelden Nummer 9, gebe ich mir die

Ehre, dero jüngste Tochter Mamsell Charlotte zu bitten, daß sie kommenden Sonntag das Mägdlein aus der Taufe hebe.“

„Aber, lieber Lehmann, das ist unmöglich! Lotte ist noch so sehr jung, warum wählt Er nicht Mamsell Julie?“

„Mit Verlaub, verehrte Madam, besagte Jungfer ist für meine arme Behausung viel zu fein und zart. Jungfer Lotte aber, das Prachtmädel, hab' ich oft auf den Armen getragen und mein Käsebrot mit ihr geteilt. Sie ist mir ans Herz gewachsen wie eine von meinen Dirnen, und ich begehre sie zur Patin für mein Jüngstes, damit es, will's Gott, nach ihr gerät.“

Was blieb der Dame übrig, als die Bitte zu gewähren, wenn sie den langjährigen, treubewährten Diener des Hauses nicht aufs tiefste kränken wollte? Verwundert, aber doch hochehrent, vernahm Lotte, zu welchem Ehrenamt sie gewählt sei. Das gute Kind ahnte nicht, was für Qualen ihr bevorstanden, sonst wäre die Freude wohl etwas getrübt gewesen, Bisher hatte man ihr, nach Ansicht der Mama schon viel zu lange, gestattet, das Haar in natürlichen Locken zu tragen und im schlichten Kinderkleid umherzuhüpfen. Zu solch feierlicher Gelegenheit aber mußte sie eine vollendete Dame vorstellen, und die Umgestaltung ward sogleich mit Eifer in Angriff genommen. Tagelang rührte Jungfer Wohlgenut, die Schneiderin, ihre Nadel aufs emsigste, um aus Juliens abgelegtem blauen Atlaskleid und einem Paket nicht mehr ganz guter Spitzen ein Staatsgewand für die kleine Patin zurechtzubringen. Unbarmherzig ward die dralle, runde Gestalt in die enge Schnürbrust gezwängt, zehnmal mußte sie

stillsitzen wie eine Holzfigur, ehe der Reifrock, das steife, mit unzähligen Fischbeinen durchzogene Leibchen und die weiten Spitzenärmel so recht sitzen wollten. Ihrem Freund Lehmann zuliebe ertrug Lotte alles heldenmütig, aber am Sonntag früh kam das Schlimmste. Da erschien Jungfer Firtlesanz, die Friseurin, deren Tätigkeit an den Köpfen der Mama und der Schwestern unsere Lotte oft mit Entsetzen beobachtet hatte, und erklärte, sie müsse den Kopfpuz des Mamsellchens jetzt fertig machen, da sie heute wegen des Festes beim Baron Ikenbliz mit Arbeit überladen sei. Wer beschreibt aber das Zerren und Rupsen, das Pudern und Brennen, das Binden und Zusammenschnüren, das nun begann? Wer zählt die Scheltworte und Püffe, die es von der Mama setzte, wenn das gequälte Kind emporfuhr und das mühsame Werk zerstörte oder den künstlichen Aufbau wieder abschüttelte? War das wirklich die muntere Lotte, die zuletzt verdugt vor dem Spiegel stand und ein verweintes Gesichtchen darin sah, überragt von einem Turm von Löckchen, Püffchen, Schleichen und Blümchen, alles in silberweißen Puder eingehüllt? „Ich muß bitten“, sagte Jungfer Firtlesanz, „daß das Mamsellchen sehr ruhig sitzt. Das Haar war so kurz, ich mußte viel künstliche Wolster anbringen; auch ist es so kraus, daß es beständig in die Höhe strebt. Also die größte Ruhe, wenn ich bitten darf.“ Damit steckte sie den sauer erworbenen Lohn in den grünen Beutel an ihrer Seite und knigte sich hinaus; die arme Lotte aber ward verurteilt, auf dem gradlehnigen Kanapee des Wohnzimmers sitzend den Tag zu verbringen.

O wie schlichen die Stunden so langsam, wie zuckten

die Finger, die ganze Geschichte herunterzureißen und in das lustig brennende Kaminfeuer zu werfen! Wäre der Papa nur dagewesen, der hätte sich gewiß erbarmt und ihr etwas aus seiner Jugend erzählt, was sie so gern hörte, oder im Damenbrett mit ihr gespielt, damit die Zeit schneller verginge. Er hatte sich aber vor einigen Tagen auf eine Geschäftsreise begeben, von welcher er erst in einer Woche zurückkehren wollte. Endlich hielt die Glaskutsche vor der Thür, um die kleine Patin und ihre Mutter zur Kirche abzuholen, und Lotte vergaß die schwankende Frisur, das enge Leibchen und die hohen Schuhe über dem feierlichen Gefühl, das sich ihrer bemächtigte. Andächtig hörte sie auf alles, was der Pfarrer sagte, fast mit Ehrfurcht nahm sie das pausbäckige Wickelkind in ihre Arme und betete recht von Herzen zum lieben Gott, daß er es fromm und brav machen und einst in den Himmel nehmen möge. Gern wäre Frau Ehrenberg gleich nach Hause zurückgekehrt, denn sie fand es nicht ganz passend für die Schwiegermutter des Herrn von Gerlach, an dem Tauffchmaus im Holzgäßchen teilzunehmen. Das war jedoch ein Punkt, in welchem ihr Gemahl keinen Spaß verstand. „Du wirst den guten Leuten die Ehre antun und einige Stunden in ihrem bescheidenen Heim verweilen“, hatte er vor seiner Abreise sehr entschieden bestimmt; „die Unterhaltung wird jedenfalls vernünftiger sein als in euren Teekränzchen.“ Bei der gereizten Stimmung, in welcher er sich jetzt oft befand, wagte die sonst ziemlich eigensinnige Frau doch nicht, ihm zuwider zu handeln.

Blendendweiße Vorhänge zierten die kleinen Fenster der Lehmannschen Behausung, zwei blühende Hyazinthen

standen in bunten Töpfen auf der blanken Kommode neben den goldglänzenden Messingleuchtern. Der große, runde Tisch war mit dem feinen Damasttuch gedeckt, das schon die Hochzeitstafel der Eheleute geschmückt hatte und seitdem nur an den Taustagen der neun Kinder benutzt worden war. Geblünte Tassen standen in weitem Kreise um zwei große Nischfuchen und einen versilberten Korb mit Zuckerbrezeln, und aus der Küche drang ein wunderlieblicher Duft, der eben auch nur an Taustagen durch diese Räume zog, der Duft des damals noch so selten genossenen Kaffees und noch dazu des besten aus dem Ehrenbergischen Geschäft. Nachdem man die Wöchnerin begrüßt, die zwar seit einigen Tagen schon wieder rüstig ihrem Hauswesen vorstand, heute aber der Sitte gemäß im pelzverbrämten Zäckchen und weißer Haube in der sauberen Schlafkammer bei der Wiege des Täuslings saß, komplimentierte man sich mit vieler Höflichkeit und Umständen an den Kaffeetisch. Die Gesellschaft war eine durchaus gewählte; nie hätten Lehmanns geträumt, eine solche bei sich zu sehen. Auf dem alten, großgeblünten Kanapee saßen Madam Ehrenberg und Frau Geheimsekretär Blumenau, die Dienstherrin von Lehmanns ältester Tochter, die ebenfalls geruht hatte, die Patenschaft anzunehmen. Daneben im alten Lehnstuhl der Herr Pfarrer, ihm gegenüber die dritte Patin, Frau Stadtschreiberin Kunkel. Sie war einst Kammerjungfer gewesen in dem Hause, wo Frau Lehmann als Köchin diente, ließ sich aber nur ungern daran erinnern, denn ihr Seidenkleid war ebenso schwer wie das der Frau Blumenau und ihre Spitzen ebenso echt. Neben dieser sehr korpulenten Dame nahm sich Lotte

trog Reifrock und Frisur gar winzig aus. Der dünne Stadtschreiber und der Kindtaufsvater vollendeten den Kreis. Zierlich hielt jeder das Täschchen mit dem starken, braunen Trank in der Linken und tauchte die leckeren Kuchenstückchen hinein. Verwundert sah Lotte, wie bedächtig Lehmann an seiner Zuckerbrezel knupperte; sie dachte dabei an die Riesenstücke, die er im Hofe vom Frühstücksbrot abbiß. Man mußte es dem Manne lassen, er wußte, was sich in guter Gesellschaft schießt.

Draußen in der Küche ging's lustiger zu, und so oft die Thür aufging, sah Lotte sehnsüchtig durch die Spalte. Da tafelten die fünf Geschwister des Täuflings, die noch im Elternhause waren, an der Bank neben dem Herde. Aus irdenen Töpschen schlürfteten sie den zehnmal verdünnten Festtrank, und ließen in erstaunlich kurzer Zeit einen hohen Kuchenberg bis auf den letzten Krumen verschwinden. Es war ihnen streng verboten, sich ungerufen in der Gesellschaft zu zeigen; aber die blonde zehnjährige Lina winkte mehrmals verstohlen der kleinen Patin, mit der sie im Lagerhof manch lustiges Spiel gemacht. Diese aber saß still und gravitatisch unter dem strengen Auge der Mama und fing bald an sich herzlich zu langweilen. Solange der Herr Pfarrer da war, ließ sich's ertragen. Dieser erzählte mancherlei von den Reisen, die er als Informator eines jungen Grafen gemacht, und so etwas hörte Lotte gar zu gern. Bald aber verabschiedete sich der gute Mann, auch Lehmann und der Stadtschreiber baten die Damen um Erlaubnis, ihren gewohnten Sonntagsspaziergang auf dem Walle machen zu dürfen, ehe die frühe Dämmerung hereinbrach. Statt dessen gesellte sich die

Wöchnerin zu den Damen; sie vertieften sich in ein mütterliches Gespräch über Behandlung und Aufziehung kleiner Kinder und erzählten sich die Erfahrungen, die sie darin gemacht hatten. In der Küche war es still geworden; dafür drang von der Gasse Jubelgeschrei und Gelächter herein. Ruckweise schob Lotte ihren Stuhl dem niederen Fenster näher und reckte den Hals, um zu sehen, was es draußen gäbe. O welch verführerisches Bild bot sich ihren Augen! Der breite Kinnstein war zugefroren, und in langer Reihe glitten die kleinen Lehmmänner mit verschiedenen Straßengenossen darauf hin, die Böpschen im Abendwind flatternd. Eben flog Lina am Fenster vorbei und winkte lachend der kleinen Gefangenen. Einen Blick warf diese noch auf die Frauen, welche die starken Gliederchen des eben erwachten Wickelkindes bewunderten. Da ward auf einmal das Stillstehen unerträglich, der gefrorene Kinnstein unwiderstehlich; ein paar leise Schritte, ein Druck auf die Türklinke, und Lotte war verschwunden.

Mit Jubel ward sie draußen begrüßt. „Still, still“, warnte sie; „nur einmal hin und her will ich, dann wieder hinein, ehe sie's merken.“ Mit lustigem Anlauf betrat sie die glatte Bahn. Aber o weh, die hohen Absätze der Schuhe hinderten sie am Gleiten, rücklings schlug sie auf das harte Eis, im Fallen Lina mit zu Boden reißend. Weit weg flog der neue goldschillernde Kamm, der die Frisur festgehalten, die künstlichen Puffen und Schleifchen flatterten in alle vier Winde. Uebermütig lachten die kleinen Zungen; Lina raffte sich schnell wieder auf, die arme kleine Patin aber blieb gekrümmt und jammern liegend. „Mein Fuß, mein Fuß!“ klagte sie. „O helfst

mir auf, daß Mama nichts merkt; nur schnell, nur schnell.“ Aber es ging nicht; beim ersten Versuch aufzutreten, brach sie mit lautem Schmerzensschrei wieder zusammen. Zitternd und weinend versuchte Lina Hilfe zu leisten, während die Kleinen sich scheu und verdutzt aus dem Staube machten. Die Dämmerung war hereingebrochen und die Gasse ganz still. Da kam plötzlich ein seltsames Männlein des Weges, alt, mager und zusammengeschrumpft, bekleidet mit einem weiten Schlafrock aus buntbedrucktem Flanell, auf dem Elefanten, Affen, Vögel, Schmetterlinge und allerhand Getier zu sehen war. Vernachlässigt und ungeflochten hing ihm das graue Haar bis auf die Schultern, und über den Kopf hatte er eine weiße, gestrickte Nachtmütze gezogen. Unter dem Arm trug er ein Brot, das er sich wohl eben vom Bäcker geholt hatte. An den Häusern hinhuschend wollte er an den beiden Mädchen vorbeieilen, Lina aber faßte ihn am Schlafrock und rief:

„Helf Er uns doch, Zipfelhuber, ich hab' Ihm nie was zu leid getan; ganz gewiß nicht.“

„Was ist passiert?“ fragte der Mann mit dünner Stimme.

„Sie ist gefallen und kann nicht aufstehen; am Fuß ist's.“

„Dann will ich sie tragen; wohin soll's?“

„Zu uns!“ rief Lina vorauseilend, und es gab einen großen Schrecken im Festzimmer, als die schöne, kleine Dame zerzaust und beschmutzt, stöhnend und weinend hereingebracht wurde.

Sanft legte der Alte seine Bürde auf das Sofa nieder und war verschwunden, ehe man ihm für seine Hilfe danken konnte.

„O das entsetzliche Kind!“ jammerte die Mama. „Ich hoffte, es habe nun ein wenig Sitte gelernt, und nun betrügt es sich so! In voller Toilette auf dem Eise zu rutschen! Und wer war die skandalöse Figur, die es hereinbrachte?“

„Das war der Zipfelhuber; er hat einen Trödelladen unten an der Gasse. Die Buben laufen ihm nach wegen des Viehzeuges auf seinem Rock, darum geht er nur zwischen Licht aus.“

Zum Glück kamen eben die Männer von ihrem Spaziergang heim und besorgten eilends einen Wagen, auf dessen Kissen die arme Lotte bald weich gebettet lag, ihr gegenüber die zürnende Mama.

„Du törichtes, unverbesserliches Mädchen“, schalt diese, „wirßt du denn nie lernen, was sich schickt? Wie sieht der schöne blaue Atlas aus! Die Spitzen zerrissen und der neue teure Kamm zerbrochen!“

„Ach, liebste Mama“, bat Lotte, „verzeihen Sie mir nur diesmal; es soll gewiß mein letzter dummer Streich sein. Ach, hätt' ich nur mein altes Sonntagskleidchen angehabt und meine Lederschuhe, da wär' das ganze Unglück nicht geschehen. O die Bahn war so schön glatt; ich wäre nur so drauf hingeflogen.“

„Das ist's eben, was du nicht sollst! Du bist nun eine junge Dame und mußt solche Kindereien ganz und gar lassen. Ehe du nicht verständiger wirst, kann ich dir kein gutes Kleid wieder machen lassen, und du wirst immer aussehen wie der Aschenputtel im Hause.“

Der herbeigerufene Arzt erklärte den Fuß zwar nicht für gebrochen, aber doch für so sehr verstaucht, daß längeres

Stillliegen notwendig sein würde. Bald stellte sich starke Geschwulst ein, und das arme Kind küßte den Leichtsin eines Augenblicks mit großen Schmerzen. Die Mama ließ es zwar nicht an der nötigen Pflege fehlen, überhäufte aber die kleine, ohnehin schon reumütige Kranke allzusehr mit Vorwürfen. Am schrecklichsten war ihr der Gedanke, daß der alte Trödler den törichten Streich ihrer Tochter mit seinen Kunden belachen und bespötteln, und Mansfell Ehrenberg auf diese Weise zum Stadtgespräch machen würde.

„Aber Mama“, wandte Lotte bescheiden ein, „er weiß ja gar nicht, wer ich bin.“

„Das werden ihm die kleinen Lehmanns-Bengel draußen wohl gesagt haben; ich hörte sie lachen und schreien, als er dich hereinbrachte.“

„Er sah aber gut und freundlich aus und machte so mitleidige Augen.“

„Das sieht dir ähnlich, daß du immer an ordinärem Volk etwas zu loben findest, statt auf die Ehre deines Standes zu halten. Diese Patenschaft war mir von vornherein zuwider, sie wird nur deine Neigung zu gemeinem Umgang bestärken.“

Lotte schwieg; wenn Mama so sprach, verstand sie so wenig ihre Meinung. Warum sollten Leute, die arbeiteten und geringe Kleider trugen, schlechter sein als geputzte und müßige? Dennoch nahm sie sich vor, von nun an streng auf sich zu achten; sie war ja nun Patin, da war's doch die höchste Zeit, daß sie lernte, ihren Eltern Freude zu machen. Wie sollte sie sonst jemals guten Einfluß auf ihr Pächchen üben?

Still und geduldig ertrug sie Langeweile und Schmerzen, wartete aber recht sehnsüchtig auf die Rückkehr des Vaters. Er blieb länger aus, als erst bestimmt war, und Lotte lag bereits mit etwas Näharbeit beschäftigt in der Sofaecke im Wohnzimmer, als er zurückkehrte. Nach Ansicht der Mama nahm er den Unfall seines Lieblings viel zu schwer. Stundenlang saß er bei dem Kinde, manchmal plaudernd und erzählend, dann wieder mit düsterer Miene, den Kopf in die Hand gestützt. Ins Geschäft ging er oft den ganzen Tag nicht; es herrschte überhaupt seit seiner Rückkehr eine ungewöhnliche Stille in den unteren Räumen. Dann aber saß er wieder bis nach Mitternacht schreibend und rechnend in seinem Kabinett und sah am Morgen elend und ermattet aus. Selbst Lotte bemerkte sein verändertes Wesen.

„Lieber Papa“, sagte sie eines Tages, „sorgen Sie sich doch nicht mehr um mich. Es ist ja schon besser. Bald werde ich wieder laufen können. Dann will ich recht verständig sein und nie wieder aufs Eis gehen.“

„Du gutes Kind, ich will froh sein, wenn ich dich wieder hüpfen und springen sehe; Gott erhalte dir nur den Mut dazu. Sag' mal, Lotte“, fuhr er nach einer Weile nachdenklich fort, „was würdest du tun, wenn wir plötzlich arm würden?“

„So, daß wir betteln müßten?“

„Nein, so schlimm nicht, aber vielleicht wie Lehmanns oder wie Mamsell Dore, die Stricklehrerin.“

„Ach, das schadete gar nichts“, meinte das Kind, „das wäre recht nett. Es sah dort alles so gemütlich aus, und die Kinder an der Ofenbank waren so vergnügt.“

„Aber es ist nicht immer Feiertag; sie müssen sich oft sehr plagen.“

„Das tut nichts; ich mag gern arbeiten. Stricklehrerin könnt' ich ja nicht werden, dazu bin ich zu ungeschickt, aber wenn wir arm würden — ich meine es nur so im Spaß — dann will ich alles für Sie tun, was jetzt Johann tut, Ihre Schuhe putzen, den Zopf flechten und die Kleider bürsten; Sie glauben nicht, wie gern ich das möchte! Und waschen, scheuern, kochen und plätten könnt' ich auch, ich werde ja immer stärker. O lieber Papa, wir könnten dann sehr glücklich miteinander leben. Freilich weiß ich nicht, ob ich lernen könnte, Mama zu bedienen. Nun, vielleicht täte das Julie. Solange ich bei Ihnen sein darf, liebster Vater, soll mir alles recht und lieb sein“, setzte sie ernst hinzu, „nur möchte ich Sie wieder heiter sehen; Sie sind seit längerer Zeit so verändert.“

„Entschuldige, daß ich dich störe“, unterbrach die eintretende Mama, „aber du vergiffest dich ganz über dem Gepolter des unartigen Kindes. Denkst du nicht daran, daß Mittwoch ist, und deine gewohnte Zeit, auf die Börse zu gehen?“

Einen langen, düstern Blick warf Ehrenberg auf seine Frau, dann sagte er leise, aber fest: „Ich werde nicht mehr dahin gehen, heute nicht und nie wieder.“

„Aber warum nicht?“

„Weil ich nichts mehr dort zu tun habe.“

„Du erschreckst mich! Was soll das bedeuten?“

„O daß du früher erschrocken wärest, damals, als ich dich hat, einzuhalten mit dem törichtem Aufwand, der

Vornehmthuerei und der leidigen Visitenwirtschaft; als ich dich bat, die Töchter zu fleißigen, einfachen Mädchen zu erziehen, statt zu Gesellschaftsdamen. Jetzt ist es zu spät. Ich war schwach genug, deinem Rat zu folgen und größere Geldgeschäfte zu unternehmen, um dem Unglück vorzubeugen. Sie sind alle mißglückt. Summe auf Summe ging verloren, und nun ist es vorbei. In wenig Tagen besteht die Firma Ehrenberg nicht mehr. Das Schild wird herabgenommen, das seit des Großvaters Zeiten dieses Haus zierte, und ich, ich muß mich in Schande und Elend verbergen.“

Häftig im Zimmer auf und ab gehend, hatte der arme Mann diese Worte gesprochen; jetzt blieb er erschrocken stehen, denn seine Frau, die sich neben Lotte auf das Sofa gesetzt hatte, war ohnmächtig umgesunken, und das Mädchen hielt die kalte, bleiche Gestalt zärtlich umfaßt. „O liebe, liebe Mama, o sterben Sie nicht, es ist ja nicht so schlimm! O, es wird gewiß ganz hübsch werden, wenn wir arm sind! Ich will so fleißig sein, wenn ich nur erst wieder laufen kann. O Julie, Julie, komm und hilf doch, sieh nur die liebe Mama!“

Aber Julie half nicht; im Nebenzimmer bei einer Stickerie sitzend, hatte sie die Worte des Vaters wenigstens teilweise gehört, und als sie nun begriff, was geschehen war, brach sie in lautes, verzweifeltes Klagen und Jammern aus, und überließ es dem Vater und der Schwester, für die Ohnmächtige Sorge zu tragen.

Nun kamen gar schwere Tage für die Familie. Der Vater war entschlossen, wenigstens seinen ehrlichen Namen zu retten und alles hinzugeben, um seine Gläubiger so-

viel wie möglich zu befriedigen. Für das Geschäft fand sich kein Käufer, die Warenvorräte wurden versteigert, und bald standen die sonst so belebten Räume öde und leer. Traurig verabschiedeten sich die Gehilfen und Arbeiter von der gebeugten Familie, um anderswo Beschäftigung zu suchen; nur der treue Lehmann ließ es sich nicht nehmen, das Umräumen der Möbel und dergleichen Arbeiten noch zu besorgen. Denn auch das Haus war verkauft worden, und zwar an einen Geschäftsfreund des Vaters, der ein Junggefelle war und still für sich lebte.

„Lieber Ehrenberg“, sprach dieser, „du tust mir eine Liebe, wenn du vorderhand drin wohnen bleibst und mir das Haus bewahrst. Das untere Stockwerk können wir ja vermieten und auch die Lagerräume und Keller. Gott kann dir ja helfen, daß du wieder emporkommst und von neuem anfängst.“

So war wenigstens das Scheiden von den lieb gewordenen Räumen nicht nötig, doch beschränkte man sich auf wenige Zimmer, und selbst die wertvollsten Möbel wurden verkauft. Die Dienstboten hatten es sehr eilig, entlassen zu werden, nur Hanne, die ehemalige Kinderfrau, die in den letzten Jahren fast das Gnadenbrot gegessen hatte, erklärte, sie werde die Herrschaft nicht verlassen. „Ich bin wieder stark geworden durch die guten Tage“, sagte sie, „und kann wohl noch arbeiten. Mit meinem Herzblatt, der Jungfer Lotte zusammen, will ich schon fertig werden.“

Bei all diesen Vorgängen war Frau Ehrenberg außerstande, irgendwelche Hilfe zu leisten. Geist und Körper hatten allen Mut und alle Kraft verloren, und wochen-

lang lag sie fast immer bleich, matt und fiebernd auf ihrem Lager. Lange sträubte sich ihr hochmütiger Sinn, ihre Schuld an dem Unglück einzusehen.

„Warum mußte es uns treffen“, fragte sie bitter ihren Mann, „während andere auch nicht sparsamer leben und doch immer reicher werden?“

„Laß uns nicht auf andere sehen“, sagte dieser ernst, „sondern auf Gott, von dem Glück und Unglück kommt. An unserem Geld klebte manch unrechter Groschen; vielleicht hat Er es uns deshalb genommen.“

„Wie meinst du das? Hast du nicht immer ehrenhaft gehandelt?“

„Das wohl, aber nicht immer edel und barmherzig. In den letzten Jahren, als du mich so triebst, Gewinn zu suchen, hab' ich manchen Schuldner gedrückt durch hohe Zinsen, und manchem Dürftigen die Thür gewiesen. Auch schon früher haben wir um des leidigen Wohllebens willen manches Gute versäumt, das wir hätten stiften können. Am meisten drückt mich eins. Weißt du noch — es ist schon lange her, es war im Anfang unserer Ehe — da kam einst ein Mann zu uns, schon ältlich, ungeschickt und hastig in seinem Auftreten, und bat um ein Darlehen, nur auf kurze Zeit, sein sinkendes Geschäft zu halten. Er hatte vor Jahren in des Großvaters Comptoir gearbeitet, sich aber dann selbst etabliert; Gruber oder Huber war wohl sein Name. Du warst dabei, als ich mit ihm sprach, und du hieltest mich ab, dem Manne zu helfen, weil wir den Salon einrichten und Pferde und Wagen anschaffen wollten.“

„Ich erinnere mich jetzt“, entgegnete die Kranke; „es war ein eigentümlicher Mensch, häßlich und ohne alle

Manieren. Wirr und unfrisiert hing ihm das Haar um den Kopf, er beschmutzte den Teppich mit seinen Schuhen, und war gegen mich höchst unhöflich, als ich ein Wort zur Sache gab.“

„Das war kein Grund, ihn abzuweisen. Ich sehe ihn noch, wie er seufzend und gebeugt fortging. O wie oft hab' ich in der letzten Zeit daran gedacht! Setzt bin ich ihm gleich. Tu' mir nur die Liebe und raffte dich etwas auf; wir haben in unserem Unglück noch viel Grund, Gott zu danken. Meine Gläubiger haben edel gehandelt; sie haben mich genötigt, eine Summe zu behalten, die uns wenigstens für die allernächste Zeit vor Mangel schützt. Sobald ich mich einigermaßen erholt habe, will ich mir Arbeit suchen. Wenn alle unsere Kinder verständig erzogen wären, könnte sich unser Leben bald wieder freundlich und behaglich gestalten; doch fürchte ich, Julie wird uns Not machen, sie macht mir das Herz ganz matt mit Klagen und Sammern.“

Frau Ehrenberg seufzte tief. Ach, sie sah mit Betrübniß, daß die Kinder, die sie am meisten geliebt, für die sie am besten gesorgt zu haben glaubte, sich jetzt ganz unfähig zeigten, ihr Trost und Hilfe zu gewähren. Friederike bedauerte nur in einem steifen Briefe, daß es ihrem lieben Adalbert leider unmöglich sei, den Eltern zu helfen, da sein Einkommen ohnedies kaum hinreiche, standesgemäß zu leben. Julie verbrachte die ersten Wochen in unnützen Klagen und den gewohnten müßigen Tändeleien. Dann aber fing sie wieder an sich herauszuputzen und versthölenweise Besuche zu machen, deren Zweck bald offenbar ward. Sie theilte den Eltern eines Tages mit, ihre Freundinnen

hätten ihr eine Stellung als Gesellschaftsdame bei der Gräfin Mollwitz verschafft, sie würden doch gewiß nichts dagegen haben, daß sie dieselbe annehme und die hohe Dame auf einer Reise nach Italien begleite. Mit Betrübnis sahen die Eltern, wie wenig die Tochter an dem Vaterhause hing, aber sie mußten sie ziehen lassen. Juliens Abschiedstränen waren bald getrocknet, als sie reich gekleidet neben ihrer Herrin im Reisewagen saß.

Wilhelm hatte bereits die oberste Klasse der Militärschule erreicht und schien begeistert für seinen Beruf. Nur sehr selten besuchte er die Eltern, seit sie einsam und niedergeschlagen in engen Räumen wohnten, und keine Leckerbissen mehr auf dem Tische standen. Dennoch war seine Schönheit, seine vornehme Haltung und sein gewandtes Benehmen die Freude und der Stolz der Mutter. Besonders als sie hörte, daß einige adelige Mitschüler ihn ihres näheren Umgangs würdigten, war sie entzückt, und hoffte durch ihren Lieblingssohn bald wieder mit den höheren Kreisen der Gesellschaft in Verbindung zu treten. Sie war sehr froh, daß ein wohlhabender Pate versprach, sich Wilhelms anzunehmen, so daß er ungestört seine Laufbahn fortsetzen konnte.

Mit Sorge dachten die Eltern dagegen an Frizens Zukunft. Wie sollten sie imstande sein, ihn noch ferner auf der teuern Schule und dann vollends auf der Universität zu erhalten? Und doch schien es hart, den ganz ins Studium vertieften Jüngling zur Erwählung eines andern Berufes zu nötigen. Desto freudiger waren sie überrascht, als folgender Brief eintraf:

„Geliebte Eltern! Mit tiefer Betrübniß vernahm ich aus Ihrem Schreiben, daß es Gott gefallen hat, Sie mit schwerem Unglück heimzuzufuchen. Am liebsten wäre ich gleich zu Ihnen geeilt, um mit Ihnen zu weinen und Ihnen in den vielen Beschwerden, welche die Verhältnisse mit sich bringen, mit meinen schwachen Kräften beizustehen. Mein väterlicher Freund und Hauswirt, Herr Kaufmann Fröbel, hielt mich jedoch davon ab wegen der Reisekosten und der neuen Aufregung, die Ihnen mein Kommen bereiten würde. Auch war ich durch den großen Schreck so angegriffen, daß ich mich mehrere Tage sehr elend fühlte und aus der Schule bleiben mußte. Doch war mein schmerzender Kopf in dieser Zeit nicht müßig; ich habe viel über die Zukunft nachgedacht und lange Gespräche mit dem guten Herrn Fröbel gehabt. O geliebte Eltern, wie könnte ich von nun an die großen Opfer annehmen, die Ihnen mein Studium auflegen würde? Sie haben bereits so viel für mich getan, und ich habe es gedankenlos angenommen und besonders Ihnen, liebe Mama, durch mein zerstreutes, ungeschicktes Betragen manchen Verdruß bereitet. Nun habe ich den festen Entschluß gefaßt, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen, indem ich das Studieren aufgebe und die Kaufmannschaft erlerne, damit ich, will's Gott, einst dazu helfen kann, daß die Firma Ehrenberg wieder zu Wohlstand und Ansehen kommt. Herr Fröbel sagt, was ich bisher gelernt, sei nicht verloren, da eine gute Schulbildung auch für den Kaufmann sehr vorteilhaft sei. Er will mich unentgeltlich als Lehrling in sein Comptoir aufnehmen, und ich will allen Fleiß anwenden, daß ich bald imstande bin, etwas zu verdienen. Ich

bringe Ihnen kein Opfer, geliebte Eltern, denn Gott hat mich wunderbar mit Lust und Liebe zu meinem neuen Berufe erfüllt. Ich erwarte nur noch Ihre Einwilligung, dann bitte ich gleich den Herrn Rektor, mich von der Schule zu entlassen. Ich bin in aller Liebe und Ehrerbietung Ihr gehorsamer Sohn Fritz Ehrenberg."

"Gott segne den Jungen", rief der Vater gerührt. "Er nimmt mir eine große Sorgenlast vom Herzen, wenn ich auch seine Hoffnung auf Wiederaufrichtung der Firma nicht theile. Wo soll das Geld dazu herkommen? Du siehst aber, liebe Frau, daß unsere beiden Jüngsten, die du am wenigsten beachtetest, uns jetzt die größte Freude machen."

"Gewiß", entgegnete die Mutter, "es sind brave Kinder; indes ist Wilhelm doch meine größte Hoffnung. An seinem Anblick labt sich mein Herz; er wird uns Ehre machen."

"Gott gebe es; ich ziehe jedoch in diesen trüben Tagen die Freude der Ehre vor. Sieh doch die kleine Lotte! Ist sie nicht in dieser traurigen Zeit wie Sonnenschein im Hause? Noch hinkend und schwach von den ausgestandenen Schmerzen, hat sie dich gepflegt und mir in ihrer kindlichen Weise Trost zugesprochen. Und seit sie gesund ist, gönnt sie sich nicht Ruh' noch Rast, sondern ist unermüdetlich im Haushalt tätig. Hast du wohl eine Klage aus ihrem Munde gehört, als sie die alte bequeme Kinderstube uns zum Schlafzimmer überlassen mußte, um mit dem Dachkammerchen der ehemaligen Köchin vorlieb zu nehmen?"

"Das begreife ich eben nicht an dem Mädchen; sie ist der reine Diogenes und würde mit dem größten Ver-

gnügen in einer Tonne leben. Sie hat für nichts Sinn, was sonst junge Fräuleins aus gutem Stande amüsiert, dagegen kann sie stundenlang mit Lehmanns kleinen Kindern spielen oder über einem alten, deutschen Buche sitzen. Ich fürchte, daß sie nun, da wir uns ganz von der Gesellschaft zurückziehen müssen, vollends verbauern wird.“

Frau Ehrenberg sah indessen bald zu ihrer Verwunderung, daß sie sich hierin getäuscht hatte.

Lotte begriff zuerst kaum, wie man um den Verlust von Geld so sehr trauern konnte, denn ihr waren arme Leute oft beneidenswert vorgekommen, weil sie ungenierter und gemüthlicher lebten. Nach und nach aber sah sie ein, wie schwer es für die Eltern sein mußte, so plötzlich aus ihrer geachteten Stellung in Schande, oder doch wenigstens in Vergessenheit zu sinken und sich in vorgerücktem Alter in so beschränkte Verhältnisse zu schicken. Ihnen das zu erleichtern war von nun an ihr einziger Lebenszweck. Den Vater zu bedienen war ihr Lust und Freude; es ward ihr auch nicht schwer, ihn zu trösten, wenn er mutlos und niedergeschlagen war. Hoffnungsfreudig malte sie ihm aus, wie behaglich sie miteinander leben würden, wenn Mama wieder gesund sei, und wie Frig in wenig Jahren die Firma Ehrenberg wieder aufrichten werde. Auch schöne Sprüche und Liederverse, die sie bei dem guten Magister gelernt und bisher nur wenig verstanden hatte, sagte sie ihm vor, und freute sich, daß der Vater wieder regelmäßig den Morgen- und Abendsegen las, wozu es in guten Tagen oft nicht gekommen war.

Die Mutter war schwerer zu befriedigen, denn sie hing mehr an Neußerlichkeiten. Und doch wäre ihr die

treue Tochter so gern ein Trost gewesen. Darum gab sie sich alle Mühe, der Mama die kleinen Höflichkeiten zu beweisen, auf die sie so viel hielt, und schmückte das Krankenzimmer so freundlich wie möglich, damit sie nichts vermissen sollte. Von jeher etwas gleichgültig gegen ihre äußere Erscheinung, ward sie jetzt sorgfältiger in der Kleidung und lernte ihr sonst oft wirres Haar zierlich ordnen, um immer nett vor die Mutter zu treten. Dann und wann stellte sich auch Besuch ein, um nach der Kranken zu sehen und sich ein wenig nach den Verhältnissen zu erkundigen, sei es aus wirklichem Mitgefühl oder aus Neugierde. Dann erschien Lotte ungeheißer aufs sauberste gekleidet im Zimmer und präsentierte auf weißgedecktem Brettchen ein Täßchen starken Kaffee oder ein Gläschen süßen Wein. Dabei wurde es ihr ganz leicht, sich zierlich zu verneigen und die französischen Redensarten zu gebrauchen, die Mama so gern hatte, denn Liebe und Mitleid bewegten sie dazu.

Dabei ward der kleine Haushalt mit Hannes Hilfe aufs pünktlichste besorgt, so daß Frau Ehrenberg, als sie endlich das Bett verlassen konnte, alles in bester Ordnung fand. „Du bist wirklich ein braves Kind gewesen“, sagte sie, Lotte auf die Stirn küßend, „am meisten aber freut mich's, daß du nun wirklich gelernt hast, was sich schickt.“

Indes blieb die Gesundheit der Mutter lange schwach. Sie war auch seit Jahren entwöhnt, selbst Hand an die Hausarbeit zu legen, und zog es vor, im Zimmer sitzend Kleidung und Wäsche in Ordnung zu halten, die Wirtschaft aber der schnell heranwachsenden Tochter und der

treuen Dienerin zu überlassen. Obgleich nun Lotte den Eltern stets ein heiteres Gesicht zeigte, fehlte es ihr doch nicht an Sorgen. Das Wochengeld, das der Vater für die Wirtschaft geben konnte, war sehr klein und reichte nur für das Nötigste. Wie weh tat es ihr, wenn sie den Eltern, die der Stärkung so sehr bedurften, oft nur eine Suppe oder einen Hirsebrei auf den Tisch setzen konnte! Auch war der Vorrat von Wein, Tee und Kaffee, den man noch aus besseren Zeiten besaß, fast aufgezehrt. Wie würde sich Mama von neuem grämen, wenn sie den seltenen Besuch ohne Bewirtung gehen lassen mußte; das war ja gegen alle Sitte! Dazu kam, daß Lottes Schuhe bei dem vielen Umherlaufen und Arbeiten gar schnell zerrissen; ach, die neuen Sohlen waren so teuer! Und doch ward es ihr schwer, den Vater um Geld zu bitten; er sah dann immer so betrübt aus. Auch Hanne mochte sie nichts ins Vertrauen ziehen; sie war treu und gut, aber auch sie begriff nicht, wie sehr es dem Kinde am Herzen lag, die Eltern nicht allzuviel entbehren zu lassen.

Von solchen Gedanken gedrückt ging Lotte eines Tages durch das enge Holzgäßchen. Sie hatte ihr Patchen besucht, wie sie öfter zu tun pflegte, war aber heute durch das Spiel mit dem freundlichen Kindchen nicht erheitert worden, denn es lag eine schwere Last auf ihrem Herzen. Sie war zum erstenmal beim Fleischer und Schuster einige Groschen schuldig geblieben, Holz und Kohlen gingen auch zur Neige; wo sollte sie nun Geld hernehmen? Da fielen ihr einige kleine Läden auf, in denen allerhand alte Sachen verkauft, aber auch eingehandelt wurden. Oben trug eine Frau einen Korb voll Flaschen in einen derselben und

kam bald wieder heraus, vergnügt die kleine Summe in ihrer Hand zählend. Lotte ward nachdenklich. Schon oft hatte sie die Bodenträume des Hauses durchstöbert, wo noch vielerlei Dinge von den Großeltern her standen, zerbrochen, verstaubt und unbeachtet; könnte man die nicht zu Geld machen? Einen Versuch beschloß sie wenigstens zu wagen, denn ihre Schuld drückte sie allzusehr.

Noch denselben Abend schlüpfte sie unbemerkt aus dem Hause, in ein verwachsenes Röckchen und Holzpantoffeln gekleidet, ein großes, altes Tuch um Kopf und Schultern gehüllt, unter dem sie zugleich ein paar verschwärzte Armleuchter verbarg, vielfach verbogen und beschädigt. Einmal aus dem Hause, erwachte die alte Lust an Schelmenstreichen, die Verkleidung machte ihr Spaß, und sie trabte munter dem Holzgäßchen zu. Dort angekommen, sank ihr jedoch der Mut. Im ersten Laden zankten sich ein paar häßliche Weiber, im zweiten sah es entsetzlich schmutzig aus, im dritten tobte ein betrunkenener Mann. So kam sie bis ans andere Ende der langen Gasse, wo sie noch nie gewesen war. Sie mündete auf einen kleinen freien Platz in der Nähe des Walles; es war eine gar stille Gegend. Das allerletzte Haus war ganz klein und niedrig, hatte aber ein großes Ladensfenster, hinter welchem ein rotes Licht schimmerte. Lotte spähte hindurch und sah drinnen ein altes Männlein sitzen, das, die große Hornbrille auf der Nase, eifrig in einem Buche las. Das war ja der Zipfelhuber, der sie voriges Jahr aus dem Kinnstein gehoben hatte; sie erkannte ihn gleich an dem bunten Schlafrock und der unvermeidlichen Nachtmütze. Wie seltsam sah er doch aus! Er saß hinter seinem Ladentisch in einem

weiten hölzernen Kirchenstuhl mit hoher, geschnitzter Lehne, umgeben von den mannigfaltigsten Dingen. Dicht hinter ihm lehnte eine Ritterrüstung an der Wand, in deren Eisenfaust ein rostiges Schwert befestigt war, das drohend über die Zipfelmütze des friedlichen Alten hinausragte. Auf einem Wandbrett standen ausgestopfte Tiere, Eulen mit unheimlichen Augen, bunte Papageien und ein Fuchs mit grimmigen Fangzähnen. Alte Kleider und Hüte hingen an den Wänden, Geschirr und Hausrat aller Art füllte die hohen Regale bis zur Decke hinauf, und auf dem Labentisch lagen Stöße von abgegriffenen Büchern und vergilbten Papieren, überschattet von einer stattlichen Reihe von Perücken und Haarbeuteln. Das alles sah Lotte erst nach und nach bei ihren wiederholten Besuchen im Laden. Jetzt trat sie schnell entschlossen ein, knigte bäuerisch und fragte:

„Kauft der Moßje ein paar alte Leuchter?“

„Kann Sie lesen?“ fragte der Alte.

Lotte nickte. Da griff er nach einem langen Spieß, der neben der Rüstung lehnte, und zeigte damit gravitatisch nach der gegenüberliegenden Wand. Dort hing ein großes, schwarzes Brett, darauf stand mit Kreide geschrieben:

Hüte, Schuhe, Gläser, Dosen,  
 Goldne Ringe, alte Hosen,  
 Schwert und Dold und Kaffeekannen,  
 Geigen, Flöten, Badewannen,  
 Leuchter, Schüsseln, Schirm' und Fächer,  
 Kugelbüchsen, Lumpen, Becher,  
 Perücken, ausgestopfte Tiere,  
 Auch alte Bücher und Papiere,  
 Spinnräder, Pfeifen, Wäschezuber  
 Kauft und verkauft Andreas Huber.

„Ich habe es selbst gedichtet und verändere es von Zeit zu Zeit nach Bedarf des Geschäfts.“

Nun setzte Lotte ihre Leuchter auf den Tisch; da tönte plötzlich von oben herab eine harte Stimme: „Halt den Dieb, halt den Dieb!“ und ein lebendiger Nabe streckte seinen schwarzen Kopf zwischen den ausgestopften Vögeln hervor.

„Wo ist denn ein Dieb?“ fragte das Mädchen verwundert.

„Nirgends; es ist eine List. Mein Schwarzer ruft es immer, wenn jemand eintritt, den er noch nicht kennt. Schon mancher ist davongelaufen, wenn er es hörte; gestohlenen Gut mag ich nicht.“

Dann untersuchte er die Leuchter genau, goß aus einem Fläschchen ein paar Tropfen darauf und rieb die Stelle mit dem Schlafrock, da glänzte das uralte Zinn wie neues Silber. „Wird sich machen“, sagte er kurz, langte in einen Beutel, den er um den Leib gebunden hatte und zählte acht Groschen auf den Tisch. „Viel zu viel, viel zu viel“, kreischte der Nabe. Lotte aber lachte vor Freude, und der Alte lachte mit und sah sie so freundlich an, als ob er sie schon längst kenne. Aber das war ja unmöglich; wie konnte er wissen, daß das gering gekleidete Landmädchen und die feine, kleine, blaue Atlasdame, die er aus dem Kaminstein gehoben, ein und dieselbe Person war?

Noch oft betrat das Mädchen im Laufe des Winters das Reich des seltsamen Mannes, und die Eltern ahnten nicht, daß mancher kleine Braten auf dem Tische, manche Sohle unter Lottes Füßen von altem, vergessenen Boden-

rummel herstammte. Nicht immer glückte es ihr, Huber allein zu treffen, denn sein Geschäft ging gar nicht schlecht. Doch waren seine Kunden meist gut in Mäntel und Tücher verhüllt, und hielten sich nicht länger auf als nötig war, um den Handel zu schließen, so daß Lotte nicht fürchten durfte, erkannt zu werden. Sie trug auch Sorge, sich jedesmal wieder anders zu verkleiden; da aber der Rabe nie wieder: „Halt den Dieb!“ schrie, schien es doch, als ob er ihr frisches Gesichtchen unter den Hauben und Tüchern erkenne. Auch der Alte schmunzelte jedesmal freundlich, wenn sie eintrat, blieb aber kurz und wortfarg. Einmal hielt sogar eine Kutsche vor dem Laden, und drinnen durchstüberte ein langer, dünner Engländer den ganzen Vorrat, ließ durch seinen Diener vieles in die Kutsche schaffen und bezahlte dem Alten eine ziemlich große Summe. Dennoch schrie der Rabe aus Leibeskräften: „Nicht genug, nicht genug!“

Ganz wohl fühlte sich das ehrliche Kind nicht bei der Sache. Sie zweifelte oft, ob es recht sei, diese Gänge ohne Wissen der Eltern zu machen, zumal sie wohl wußte, wie entsetzt Mama sein würde, wenn sie davon hörte. Aber es war gar zu angenehm, einen kleinen Zuschuß zu dem mageren Wochengeld zu haben, und die Gänge selbst waren in dem einförmigen Arbeitsleben eine Art interessanter Abenteuer, das großen Reiz für das lebhafteste Mädchen hatte. Auch hoffte sie bei jedem Gang, es werde der letzte sein, und der Sommer brachte auch wirklich bessere Zeiten. Der Garten, von dem treuen Lehmann an Feierabenden umsonst gepflegt, lieferte Obst und Gemüse; der Vater fand Beschäftigung in einem Comptoir,

und mit der Arbeit auch neuen Mut. Auch die Mutter erholte sich zusehends im schönen Sonnenschein; Lotte aber sang wieder fröhlich bei aller ihrer Arbeit in Haus und Hof. Der brave Fritz, dem von seinem Prinzipal das höchste Lob gezollt wurde, besuchte die Eltern auf einige Tage und erfüllte das Herz des Vaters mit Hoffnung und Freude. Die Mutter erkannte ja auch die Liebe und Treue des jüngsten Sohnes, doch konnte sie nicht umhin, den Ältesten vorzuziehen. Wilhelm hatte sein Examen gut bestanden, der Pate hatte ihn ausgestattet, und er war nun wirklich Offizier. O wie lachte das Herz der schwachen Mutter, wenn sie ihn in der glänzenden Uniform sah! Wenn er nur öfter gekommen wäre und nicht jedesmal so eilig wieder fortgemußt hätte zu einer Tee-gesellschaft, einem Theaterspiel oder einem Maskenscherz im Hause eines wohlhabenden Kameraden! Und doch war die törichte Frau stolz darauf, daß wenigstens ihr Ältester noch vornehmen Umgang pflegen durfte.

Es war ein rauher, stürmischer Spätherbstabend; die Eltern hatten sich schlafen gelegt, auch Hanne schnarchte in ihrem Kämmerchen, nur Lotte saß noch im Dachstübchen und schrieb einen Brief an Bruder Fritz. Da war es ihr, als rief jemand unten im Garten ihren Namen. Sie horchte; da rief es wieder: „Lotte, Lotte!“ Sie öffnete das Fenster, und wieder rief es mit gedämpfter Stimme.

„Wer ist unten?“ fragte sie.

„Ich bin's; Wilhelm! Nur still, daß die Mietsleute nichts merken.“

„Die schlafen vorn heraus; ich komme gleich“, rief Lotte zurück.

Ihr Herz klopfte ängstlich, als sie schnell die Treppe hinabließ und die Hintertür öffnete. Wilhelms Blick war ihr schon manchmal sehen und nicht ganz ehrlich vorgekommen, doch hätte sie nie gewagt, etwas gegen den bewunderten Bruder zu sagen. Da stand er am Gartenpfortchen, bleich, verstört, mit wirrem Haar, naß und schmutzig von Weg und Wetter.

„Was willst du so spät? Die Eltern schlafen; warum klingelst du nicht an der Haustür?“

„Zum Vater will ich; laß mich hinauf.“

„So nicht, du erschreckst ihn sonst; komm in meine Kammer und erhole dich etwas, du siehst schrecklich aus.“

Statt aller Antwort riß er ihr das Licht aus der Hand und lief die Treppe hinauf ins Wohnzimmer. Als Lotte es erreichte, hatte er bereits die Tür aufgerissen, die zum Schlafzimmer der Eltern führte, und sie hörte den Vater rufen:

„Um Gottes willen, Wilhelm, was ist geschehen? Was willst du hier bei Nacht?“

„Geld will ich; gleich, schnell, alles, was Sie haben! Ich muß fort.“

Bleich und zitternd war Lotte eingetreten und hatte sich ans Bett der Mutter gesetzt, die aus tiefem Schlaf aufsprang und vor Schrecken halb gelähmt war.

„Schick das Kind hinaus!“ rief Wilhelm.

„Sie bleibt“, bestimmte der Vater; „sie ist unsere rechte Hand, unsere einzige Stütze. Sage schnell, was geschehen ist, aber schone die Mutter.“

„Hier ist nicht Zeit zu schonen; ein Duell hab' ich gehabt im Prinzensgarten draußen. Von Schmettau ist's; in die Brust hab' ich ihn gestochen.“

„Mein Sohn, mein Sohn“, jammerte die Mutter, „ich hoffte Freude von dir, und nun machst du uns solches Elend!“

„Sie dürfen mir keine Vorwürfe machen“, schrie Wilhelm heftig, alle Ehrerbietung vergessend; „Sie haben mich selbst aus allen Kräften getrieben, den Umgang mit dem niederträchtigen Kerl zu pflegen, nur weil er reich und adelig ist.“

„Was tat er dir?“ fragte der Vater. „Warum vergabst du ihm nicht, wie es Christen ziemt?“

„Einen Tölpel hat er mich genannt, einen Bürgerbuben, einen verarmten Lump, der keinen Sechser zu verzehren hat! Wie sollt' ich meine Ehre anders retten, als durch den Zweikampf?“

„Und ist sie denn nun gerettet durch einen Mord?“ fragte die Mutter händeringend.

„Jetzt ist's zu spät, so zu reden. Aus den Büchern, die Sie mir zu lesen gaben, hab' ich zuerst solche Begriffe von Ehre gelernt. Wär' es nach mir gegangen, so baute ich jetzt in Frieden das Land und könnte Ihnen eine Hilfe sein. Nun werden Sie noch mehr von mir hören, was Ihnen das Herz schwer macht. Denken Sie, man kann mit solchen Leuten umgehen, ohne Geld zu verbrauchen? Aber was zögere ich? Wollen Sie mir Geld geben, daß ich weit wegfliehen kann, oder wollen Sie, daß ich gefangen, und nach langer Haft mit Schande aus dem Heer gestoßen werde?“

Da stand der Vater auf, warf seinen Schlafrock über, öffnete den Schrank und reichte dem Sohne eine Briefftasche.

„So nimm“, sagte er totenbleich, „es ist alles, was ich habe. Wir werden schwere Noth leiden die nächste Zeit, aber schwerer noch wird das Bewußtsein auf mir lasten, daß mein Sohn ein Mörder ist. Ist Schmettau tot?“

„Als ich floh, lebte er noch; wie es jetzt steht, kann ich nicht wissen. Leben Sie wohl; jede Minute ist kostbar, bald wird man nach mir suchen. Briefe erwarten Sie nicht eher, als bis die Sache verjährt ist; sie könnten mich verraten.“

Und fort war er, ohne Kuß, ohne Händedruck, ohne ein Wort der Liebe für die armen gebeugten Eltern. O welche schwere Nacht verlebten die drei miteinander, und wie traurige Tage folgten derselben! Man suchte nach Wilhelm, zuerst natürlich bei den Eltern. Da jedoch der Verwundete lebte und sich selbst schuldig gab, seinen Kameraden schwer beleidigt zu haben, stand man bald von der Verfolgung ab. Zu dem Kummer um den verlorenen Sohn kam bald heimliche Noth, denn nun zeigte sich's, warum er in der letzten Zeit das Elternhaus gemieden hatte. Von allen Seiten liefen unbezahlte Rechnungen ein, von Weinhandlungen, Konditoreien, Pferdeverleihern und Modewarenhändlern. Selbst ein zudringlicher Jude stellte sich ein und verlangte das Geld zurück, das er Wilhelm zu hohen Zinsen geliehen. Es waren nicht eben große Summen, aber doch genug, um den größten Teil von des Vaters Gehalt zu verzehren, so daß man in der Familie manchmal wirklich darben mußte. Wohl hätten sich Freunde gefunden, den Bedrängten auszuhelpen, aber diese konnten es nicht übers Herz bringen, den Namen des Sohnes noch mehr zu beslecken, und hielten ängstlich geheim, wie leichtsinnig er gehandelt hatte.

Die schwere Zeit ward jedoch erleichtert durch die große Geduld und Sanftmut, die Frau Ehrenberg jetzt bewies. Sie sah nun vollständig ein, wie unrecht sie getan hatte mit ihrem Streben nach Bornehmheit und äußerem Prunk. Lange schon hatte ihr Gewissen sie davon überzeugt, aber erst die schreckliche Tat des Sohnes hatte ihr vollends die Augen geöffnet. Sie war nun gern mit dem Gerिंगsten zufrieden und hütete sich, ihrem treuen Mann das Herz noch schwerer zu machen durch Klagen. Auch das liebevolle Gemüt der jüngsten Tochter lernte sie jetzt erst recht schätzen, und Lotte wunderte sich oft, daß die Mama sie mit dem Arm umschlang und zärtlich an sich zog, wenn sie dieselbe am Morgen mit dem gewohnten Knixchen begrüßte. Dennoch war es ein schwerer, düsterer, einsamer Winter. Man wußte, daß der junge Schmettau immer noch schwer krank lag; von Wilhelm kam keine Nachricht, und die Eltern trauerten tief um den verlorenen Sohn.

Der Vater fand Zerstreung in seiner Arbeit, hoffte auch, daß Gott sich des Jünglings erbarmen und ihn wieder auf gute Wege führen würde; der Mutter zarte Gesundheit aber litt schwer unter Angst und Kummer und dem Bewußtsein, den Lieblingssohn selbst auf falschen Weg gebracht zu haben. Als dazu noch außergewöhnlich strenge Kälte kam, mußte sie fast stets das Zimmer und oft sogar das Bett hüten. Dann wollte auch der armen Lotte manchmal der Mut sinken; es war gar so trüb und freudelos im Haus, und das Unglück des Bruders ging ihr selbst tief zu Herzen. Dennoch bemühte sie sich, frisch und munter für alles zu sorgen und den Eltern stets ein freundliches Gesicht zu zeigen.

An einem kalten Tage, kurz vor Weihnachten, machte sie sich recht ernst und sorgenvoll auf den Weg, um ihren alten Freund Zipfelhuber wieder aufzusuchen. Die Lust an Bekleidungen war ihr vergangen, auch war ihr Anzug so schlicht und einfach, daß es nicht auffallen konnte, wenn sie einen derartigen Laden betrat. Auf dem Boden fand sich nichts mehr, was des Verkaufens wert war, aber fest in der Hand verschlossen hielt sie ein goldenes Kettchen, das man ihr einst als Kind geschenkt hatte. Von dem Erlös desselben wollte sie wenigstens in der Feiertagszeit den Tisch der Eltern ein wenig reichlicher besetzen und heimlich noch eine Flasche Wein in den Keller legen, damit sich der Vater einen stärkenden Schluck gönnen könne.

Im Laden feilschte eine zerlumpte Frau um ein altes Kleid; Lotte aber ergriff ein dünnes Büchlein, das auf dem Tisch lag, und begann zu lesen. Bald war sie von dem Inhalt so gefesselt, daß sie alles um sich her vergaß und erst durch das: „nicht genug“ des Raben aufgeschreckt wurde. Es war die Geschichte von der heiligen Genoveva. Als sich die Thür hinter der Frau schloß, legte sie still ihr Kettchen auf den Tisch.

„Na, na“, brummte der Alte, „ist's soweit gekommen? Ja, ja, Hoffart kommt vor dem Fall.“

„Was meint Er damit, Wosje?“ fragte Lotte erschrocken.

„Ei nichts. Das Kettlein ist die Hoffart, das Verkaufen ist der Fall.“

„Ich war nicht hoffärtig, als ich's trug, und ich verkauf' es ohne Zwang. Ich mache mir nichts aus Schmuck.“

„Aber aus Büchern macht Sie sich was, gelt?“

„Ja, sehr viel; will Er mir das Büchlein borgen? Ich bring's bald wieder.“

„Tut Sie mir einen Dienst dafür?“

„Dafür nicht, aber frei und umsonst von Herzen gern.“

„Es ist heute mein Geburtstag, der 86ste. Bis anhero trank ich jedesmal ein Glas Wein an diesem Tag. Doch kann ich mir's nicht holen, fintemal eine Herde Buben die Straße unsicher macht wegen des gefrorenen Rinnsteins. Schon zweimal jagten sie mich zurück mit ihrem Geschrei. Schämt sich die Jungfer nicht, in den Aussehank zu gehen?“

„Was ist da zu schämen? Nur her mit der Flasche.“

„Bringt Sie mir auch ein Weißbrot mit, damit das Festmahl vollständig wird?“

„Gewiß“, rief Lotte bereitwillig, sprang davon und kehrte bald mit dem Gewünschten zurück. Der Alte hatte indessen ein grünes Kelchglas vom Wandbrett genommen und an dem Schlafrock abgeputzt, das füllte er nun mit dem funkelnden Wein.

„Scheut Sie sich nicht, einem alten Manne zuzutrinken?“

„Ei bewahre, Moseje Huber; Gott schenk' ihm Gesundheit und noch manches gute Jahr!“ sagte Lotte knixend, tat einen herzhaften Schluck und reichte das Glas dem Alten. „Aber nun sei Er so gut und bezahl Er mir das Kettchen; ich muß eilen, daß ich heimkomme.“

Von diesem Tage an bestand ein eigentümliches Freundschaftsverhältnis zwischen dem einsamen Mann und dem jungen, frischen Mädchen. Auch wenn es nichts zu

verkaufen gab, schlüpfte Lotte auf ihren Marktwegen oft in das Holzgäßchen, um nach dem Alten zu sehen, der im Lauf des Winters zusehends schwächer ward. Sie leistete ihm gelegentlich allerlei Dienste, trug Holz und Wasser aus dem Hof herein, setzte den Laden aus und schüttelte das Bett auf, das hinter einer spanischen Wand verborgen im Winkel stand. Bis vor kurzem hatte eine alte Frau aus der Nachbarschaft diese Dinge besorgt, aber sie war gestorben, und er weigerte sich hartnäckig, eine andere Hilfe anzunehmen. Er hatte wenig Bedürfnisse, lebte fast nur von Tee und Brot, und die wachsende Unordnung um ihn her störte ihn nicht. Lesend oder nickend saß er den ganzen Tag in seinem Kirchenstuhl und ward oft nur durch das Gekreisch des Raben auf Eintretende aufmerksam gemacht. Uebrigens fing das Geschäft an einzuschlafen, denn er bezahlte immer knapper und widerwilliger; nur wenn Lotte eine ihrer kleinen Kostbarkeiten brachte, gab er so reichlich, daß sich der Rabe ganz heiser schrie mit seinem: viel zu viel. Sobald das Mädchen den Laden betrat, lebte der Alte auf und ward munter und gesprächig, doch fragte er seltsamerweise nie nach ihrem Namen und Herkommen. Die Bücher, die sie von ihm borgte, gaben meist den Stoff des Gesprächs. Der heiligen Genovefa folgten nach und nach viele andere: die Haimonskinder, Fortunat und seine Söhne, die schöne Melusine und dergleichen lebensfrische, alte Geschichten. Sie waren für Lotte eine große Erquickung in den einsamen trüben Wintertagen, und sie ward nicht müde, ihre Helden gegen den Alten zu rühmen. Manchmal fand sie ihn freilich auch grämlich und reizbar, denn er ärgerte sich immer mehr über den

Spiznamen Zipfelhuber und lebte in beständigem Krieg mit den Buben, so oft er sich auf der Straße zeigte.

„Warum zieht Er sich nicht anders an, Mosje Huber“, fragte Lotte eines Tages, „damit die Buben Ihm nicht mehr nachschreien? Dort der Flauschrock und die Pelzmütze müßt' Ihm gut stehen.“

„So, meint Sie? Wegen des miserablen Buben-gefindels soll ich meinen alten Gliedern Gewalt antun und mir die Ohren erfrieren? Sechs Taler zahlte ich einst dem polnischen Edelmann für diesen Rock; es war viel zu viel, viel zu viel! Damals lehrte ich meinen Schwarzen diese Worte sprechen, und nun trage ich den Rock bis an mein Lebensende. Will Sie mir den Ofen heizen, so tu' Sie es, aber behalt' Sie ihre weisen Ratschläge für sich.“

Endlich waren durch die äußerste Sparsamkeit Wilhelms Schulden alle bezahlt; der junge Schmettau war nach langem, schmerzvollem Krankenzimmer wieder gesund geworden und sandte selbst einen Brief an die betrübten Eltern, um ihnen zu versichern, daß er Wilhelm vergebe, und die schmähenden Worte, die er gegen ihn ausgestoßen, bereue und zurücknehme.

Das war ein großer Trost für die Familie, und als die ersten Frühlingsblümchen im Garten hervorsproßten, erwachte auch neue Hoffnung in den Herzen der Traurigen. An einem lieblichen Maimorgen hatte Lotte zum erstenmal das Frühstück in das kleine Gartenhäuschen gebracht. Freundlich schien die Sonne zur offenen Thür herein, und die Eltern ergößten sich am Anblick der herrlich blühenden Bäume. Lotte dagegen war seit einigen Tagen auffallend ernst und still, und wenn sie sich unbemerkt glaubte, floß manche helle Träne über ihre Wangen.

„Du bist und bleibst ein seltsames Kind“, sagte die Mutter. „In der langen trüben Zeit warst du mutig und getrost, und jetzt, wo wir endlich etwas aufatmen, hängst du den Kopf wie eine welke Blume. Ich fürchte, du hast dich bei der großen Wäsche überarbeitet, mein armes Kind.“

Statt aller Antwort schlug Lotte beide Hände vors Gesicht und fing bitterlich an zu schluchzen. „Ach, liebe Eltern“, stammelte sie endlich, „ich will Ihnen alles sagen. Ich hab' einen großen Schmerz erfahren, und seit langer Zeit hab' ich ein Geheimnis vor Ihnen, das drückt mich so sehr. Haben Sie nur keine Angst; ich glaube nicht, daß es etwas sehr Böses ist.“

Da knisterten Tritte auf dem Kiesweg, und die hagere Gestalt des Stadtschreibers Kunkel, den Lotte seit jener Kindtaufe nicht wieder gesehen hatte, näherte sich dem Gartenhäuschen. Das verweinte Gesicht mit dem Taschentuch verhüllend, wollte sie an ihm vorüber eilen, er aber hielt seinen langen Arm vor und rief gebieterisch:

„Halt, halt; die Jungfer Gevatterin darf nicht ausreißen. Sticht Sie wohl schon das böse Gewissen? Ja, ja, ich komme expreß zu Ihr vom wohlloblichen Rat gesendet. Sie macht ja nette Eroberungen hinter dem Rücken der Eltern!“

„Lotte, mein Kind!“ rief die Mutter erschreckt, „was hast du angestellt?“

Ganz außer sich rang Lotte die Hände. „Ach, ich wußte ja gar nicht, daß es etwas Böses war; es waren ja nur alte Sachen, und der kleine Schmuck gehörte ja mir! O bester Herr Stadtschreiber, lassen Sie mich sprechen.

Ich muß den Eltern erst freiwillig alles erzählen. Was auch dann kommen mag, will ich gern tragen; ich bin ja allein daran schuld.“

„So, will Sie's allein tragen?“ fragte Kunkel mit seltsamen Lächeln, „na, Sie wird zu schleppen haben.“

Der Vater aber zog das zitternde Mädchen neben sich auf die Bank und sagte: „Fürchte dich nicht, mein Kind. Tapfer und treu hast du alle Noth mit uns getragen; nun wollen wir auch nicht zurückschrecken vor den Folgen einer kleinen Thorheit, die du vielleicht in kindischem Sinne begingst.“

Angstlich und zögernd begann Lotte von ihren ersten heimlichen Wegen nach Zippelhubers Laden zu berichten. Als sie ihre Verkleidungen erwähnte, schlug freilich die Mama entsetzt die Hände zusammen, doch hörten beide Eltern mit gesteigerter Aufmerksamkeit zu, als sie den seltsamen Alten und seine abenteuerliche Umgebung mit lebhaften Worten schilderte. Sie verschwieg auch nicht, daß sie ihm im Laufe des Winters allerlei Dienste geleistet, Bücher von ihm geborgt und manch Viertelstündchen mit ihm verplaudert habe. „Er dauerte mich so“, sagte sie, „er war so allein und lachte so freundlich, wenn ich kam. Ich wollt' es Ihnen schon längst sagen, dennoch verschob ich's immer wieder, denn es machte mir so viel Spaß, und ich fürchtete, Sie würden sich sehr darüber aufregen, liebe Mama. Er wußte ja auch nicht, wer ich war, und fragte nie nach meinem Namen. Aber vor drei Tagen, als ich in den Laden kam, war alles so still. Der Alte saß zurückgelehnt im Stuhl und antwortete nicht, als ich ihn grüßte. Vor ihm auf dem Tisch lag die alte große Bibel aufge-

schlagen, in der er so viel las, und auf dem Buche saß der Rabe und blickte ihm unverwandt ins Gesicht. Ich ergriff die Hand, die schlaff herabhing; sie war eiskalt, und ich merkte, daß er tot war. Ganz allein und verlassen ist er gestorben“, fuhr sie weinend fort. „Ich war so erschrocken und sehr traurig, aber ich faßte mich schnell, schloß den Laden zu und brachte den Schlüssel zu dem Bäcker, wo er immer sein Brot holte; er ist ein freundlicher Mann. Er sagte, man müsse es gleich bei der Polizei anzeigen; er wolle das schon besorgen, ich solle nur heimgehen. Das ist alles, liebe Eltern, und nun bitte ich Sie, verzeihen Sie mir nur diesmal; es soll gewiß das erste und letzte Geheimnis sein, das ich vor Ihnen habe. Die Polizei kann mir doch nichts tun, weil ich die Sachen verkauft habe, nicht wahr?“

„Nein, gewiß nicht“, sagte der Vater lächelnd. „Du hast nichts getan, was irgendwie üble Folgen haben könnte. Freilich hättest du uns erst fragen sollen; aber es war ja nur die Liebe zu uns, die dich dazu trieb, darum sei dir's von Herzen vergeben.“

„Immerhin war es doch sehr bedenklich für ein junges Mädchen, sich in solche Umgebung zu wagen und so vertraut mit einem Sonderling zu sein“, meinte die Mutter. „Wer weiß, ob das Geld, daß er dem Kinde zahlte, rechtmäßig erworben war. Etwas muß doch nicht ganz richtig sein, was hätte sonst der Rat mit der Sache zu tun?“

„Das sollen Sie gleich hören, verehrte Madam“, sagte der Stadtschreiber, ein ziemlich schmutziges, zusammengefaltetes Papier aus der Tasche ziehend. „Ich bitte aber ergebenst, mich in meiner Vorlesung nicht durch zu viele

Ausrufe des Erstaunens zu stören.“ Gespannt horchten alle drei, als Kunkel begann:

„Testament und letzter Wille des Andreas Huber,  
Trödlers und Raritätenhändlers allhier.

Sintemal ich, unterzeichneter Andreas Huber, weder Frau noch Kinder, Geschwister, Nessen, Nichten oder sonstige Sippschaft hinterlasse, auch auf meinem ganzen Eigentum kein Pfennig Schulden liegt, so steht es allein in meinem Belieben, selbiges Eigentum zu überschreiben, welchem ich will, und niemand hat etwas darein zu reden. Darum bestimme ich hierdurch die Jungfrau Charlotte Ehrenberg, des bankerotten Kaufmanns Wilhelm Ehrenberg in hiesiger Stadt jüngste Tochter, zu meiner alleinigen Erbin, und vermache ihr alles, was ich an barem Gelde, Waren und anderen Effekten hinterlasse, mit Ausnahme meines Schwarzen, den man alsbald nach meinem Tode fliegen lassen soll, wohin er will. Ich bin zwar niemand schuldig, einen Grund anzugeben für diese meine Bestimmung, will es aber nichtsdestoweniger tun. Besagte Jungfrau hat nämlich das Herz auf dem rechten Flecke, dazu auch einen guten Verstand, und wird mein sauer zusammengebrachtes Geld wohl anwenden und nicht unnützlich verhandeln, wie sonst der Frauenzimmer Art ist. Auch ist besagte Jungfer die Tochter des Ehepaars, das mich einst vor vielen Jahren unbarmherzig in der Not stecken ließ, da es doch wohl imstande gewesen wäre, mir zu helfen. Da nun der Mund Gottes spricht: ‚Vergeltet Böses mit Gutem,‘ so ist mir’s eine absonderliche Freude, dem Töchterlein des verarmten Ehepaars zu einigem Vermögen zu

verhelfen. Ich erkannte das Mägdlein gleich, als es zum erstenmal in kindischer Vermummung über meine Schwelle trat, wußte auch, daß es die kleine Dame war, die ich einst in Atlas gekleidet aus dem Kinnstein hob. Da aber aus ihren Augen ein freundlich Gemüt sprach, zog ich vor, darüber zu schweigen, um das Kind nicht zu erschrecken und es nach und nach besser kennen zu lernen. So danke ich nun der lieben Jungfer für die kindliche Freundlichkeit, die sie mir ohne alle Hoffnung des Lohnes erwiesen, und ermahne sie, gottesfürchtig, schlicht und treu zu bleiben und Gutes zu tun an jedermann. Mein Ende ist nahe, darum habe ich das geschrieben und befehle Gott meine Seele zu Gnaden.

Andreas Huber.

Folgen noch die Unterschriften des Bäckers und Schenkwirtes vom Holzgäßchen, die der Alte als Zeugen herbeigerufen.“

Kunkel faltete das Papier zusammen und beobachtete triumphierend den Eindruck, den sein Inhalt auf die Zuhörer gemacht hatte.

„Es war der alte Huber, den wir einst so schnöde abweisen“, rief die Mutter. „Ach, der edle Mann beschämt mich sehr! Freilich hätt' ich nicht gedacht, daß meine Tochter einen Tröddler beerben würde!“

„Laß uns Gott dafür danken“, sagte der Vater, „es ist ja redlich erworbenes Geld und reicht vielleicht, das gute Kind seinerzeit bescheiden auszustatten. Aber Lotte, du bist ja so still. Hast du's nicht begriffen? Dein alter Freund hat dir sein ganzes Eigentum vermacht.“

„Das ist's eben, was mich erschreckt“, stammelte Lotte

ganz verblüfft. „Ich denke eben nach, was ich mit all diesen Sachen machen soll. Was wird Mama sagen, wenn das alles hergeschafft wird, und noch dazu so seltsames, altes, verschwärztes Zeug.“

„Da mach' Sie sich keine Sorge, Mamsjellchen“, lachte der Stadtschreiber, „davon kommt kein Stück ins Haus. Der ganze Kram wird verauktioniert und wird ein gut Stück Geld abwerfen, denn es gibt närrische Käuze genug, die solchen Plunder teuer bezahlen. Aber das bare Geld ist die Hauptsache; fragt Sie nicht danach?“

„O ja, ich würde mich schon freuen, wenn ich für Fritz einen schönen neuen Anzug und für Papa ein Duzend gute Hemden kaufen könnte; sie brauchen's so nötig.“

„Nun, dazu wird's wohl reichen“, schmunzelte Kunkel, es sind zweitausend Taler.“

„Zweitausend Taler!“ riefen alle drei zugleich.

„Er hat wohl eine Null zugegeben?“

„Nichts zugegeben; ich verbitte mir das! Der wohlthöbliche Rat hatte mich beauftragt“, fuhr er mit wichtiger Miene fort, „alles zu untersuchen und dafür zu sorgen, daß der verbliebene Leib des Alten ehrbarlich eingebettet werde. Bei letzterem Geschäft fand sich dieses Papier in der tiefen Tasche des Schlafrockes, in welcher es der Verstorbene allem Anschein nach seit dem Datum der Niederschrift, also vier Wochen lang, aufbewahrt hat. Das bare Geld war indes lange nicht zu entdecken. Gestern abend jedoch, als ich mit einem Ratsdiener nochmals danach suchte, fiel mir auf, daß der Kabe, der nicht aus dem Hause zu bringen ist, immer auf der Ritterrüstung saß

und mit dem Schnabel am Visier herumhakte. Nicht ohne Gefahr, gebissen zu werden, entfernte ihn der Diener; ich öffnete das Visier, und siehe da, ein Säcklein war dahinter befestigt, das besagte Summe enthielt. Gelt, es wird reichen, das Mamsellchen bescheiden auszustatten?" schloß der gutmütige Mann, sich vergnügt die Hände reibend.

„Und das ist wirklich alles mein?“ fragte Lotte mit glänzenden Augen.

„Das und noch mehr. 'S ist manch kostbares Stück unter dem alten Gerümpel.“

„O, dann weiß ich, was ich tue“, rief das Mädchen auffpringend und dem Vater um den Hals fallend. „Ich gebe Ihnen alles, liebster Vater, und wir richten die Firma Ehrenberg wieder auf. O, das wird herrlich! Ich will nur gleich das Schild recht schön abwaschen, es steht ganz verstaubt im Hinterhaus.“

„Sachte, sachte, mein Töchterchen“, mahnte der Vater gerührt, „so schnell geht das nicht. Das Geld ist dein, und du bist kein Kind mehr. Bald kann die Zeit kommen, wo du eine Aussteuer brauchst, und eine Mitgift ist nicht zu verachten.“

„Ach, liebster Vater, damit hat es noch lange Zeit; und wenn es einmal soweit kommt, so geben Sie mir, was ich brauche, damit bin ich dann ganz zufrieden.“

„Nun, ich denke, wir sprechen jetzt nicht mehr davon, sondern denken daran, daß der gute Alte wohl heute begraben wird“, mahnte die Mutter.

„Ach ja“, meinte Lotte, „wie häßlich war es von mir, schon wieder so lustig zu sein. Sie erlauben mir

doch, lieber Vater, daß ich ihn zu seiner letzten Ruhestätte begleite?"

„Wir alle werden es tun; ich will gleich einen Wagen bestellen, damit auch die Mutter dabei sein kann.“

Als sich nun am Nachmittag der Leichenzug, dem sich fast alle Bewohner der Holzgasse angeschlossen hatten, dem Kirchhof zubewegte, flatterte der Rabe ängstlich nebenher. Tagelang umkreiste er das Grab, kam dann in die Stadt zurück und klopfte unermüdlich mit dem Schnabel an die verschlossene Ladentür. Der Hunger trieb ihn endlich auf den Markt, wo er die handelnden Frauen durch sein grelles: „nicht genug“ oder „viel zu viel“ in steter Aufregung erhielt. Zuletzt aber wuchsen ihm die verschnittenen Flügel, und als ihm eine Händlerin, der er einen Käse stahl, einen Stein nachwarf, schwang er sich hoch in die Luft und ward nicht mehr gesehen. Dennoch geschah es noch manchmal, daß einsame Wanderer in den die Stadt umgebenden Wäldern plötzlich zusammenschrafen, wenn ihnen aus der Höhe ein lautes: „Halt den Dieb“ nachgerufen wurde.

Der Sommer war vergangen, aber noch prangte der Ehrenberg'sche Garten im bunten Schmuck der Georginen und Asters. Heute aber wurden sie fast alle abgeschnitten, und Lotte, Lina Lehmann und die alte Hanne wanden Kränze und Ranken daraus, denn morgen sollte wirklich die Firma Ehrenberg wieder aufgerichtet werden. Eben befestigte Lehmann, von Fritz unterstützt, das neugemalte Schild über der Haustür.

Lange hatten sich die Eltern geweigert, die Erbschaft der Tochter zur Neugründung des Geschäfts zu benützen; als sie aber sahen, daß das gute Kind ganz schwermütig

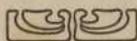
wurde und alle seine Munterkeit verlor, gaben sie endlich nach in der Hoffnung, daß Gott die kindliche Liebe segnen würde. Diese Hoffnung hat sie nicht betrogen. Das sehr klein begonnene Geschäft gedieh und wuchs zusehends; einfache Sitte, Fleiß und Gottesfurcht herrschten im Hause, und kein Dürftiger verließ es mehr traurig und klagend.

Der wackere Fritz wurde des Vaters beste Stütze, und Lotte blieb noch jahrelang der Sonnenschein im Hause.

Eine Zeitlang lastete die Sorge um Wilhelm noch schwer auf den Herzen der Eltern, endlich aber kam ein Brief von ihm aus Ungarn, wo er auf einem großen Rittergut die Landwirtschaft lernte. Er bat die Eltern um Verzeihung wegen des Herzeleids, daß er ihnen gemacht, und versprach, selbst zu kommen, sobald er das Reisegeld erspart haben würde. Von Schmettaus Genesung war ihm bereits Kunde zugegangen.

Von nun an erfreute sich die geprüfte Familie eines stillen Glückes. Bald sammelte sich auch wieder ein Kreis von Freunden um sie, bei deren Wahl man nun mehr auf inneren Wert als auf Reichthum und Vornehmheit bedacht war. Wenn man auch zuweilen zusammentam, um einen Geburtstag oder ein anderes Fest fröhlich zu feiern, so bekam doch Jungfer Firlifanz im Hause nichts mehr zu tun, denn die steifen, gepuderten Frisuren, die Keifröcke und hohen Schuhe kamen mehr und mehr aus der Mode, und Ehrenbergs waren unter den Ersten in der Stadt, die die neue, einfache und gefällige Tracht annahmen. Niemand war froher darüber als Lotte, und das schlichte weiße Kleid, in dem sie vor dem Altar stand, als sie endlich einem braven Manne die Hand reichte,

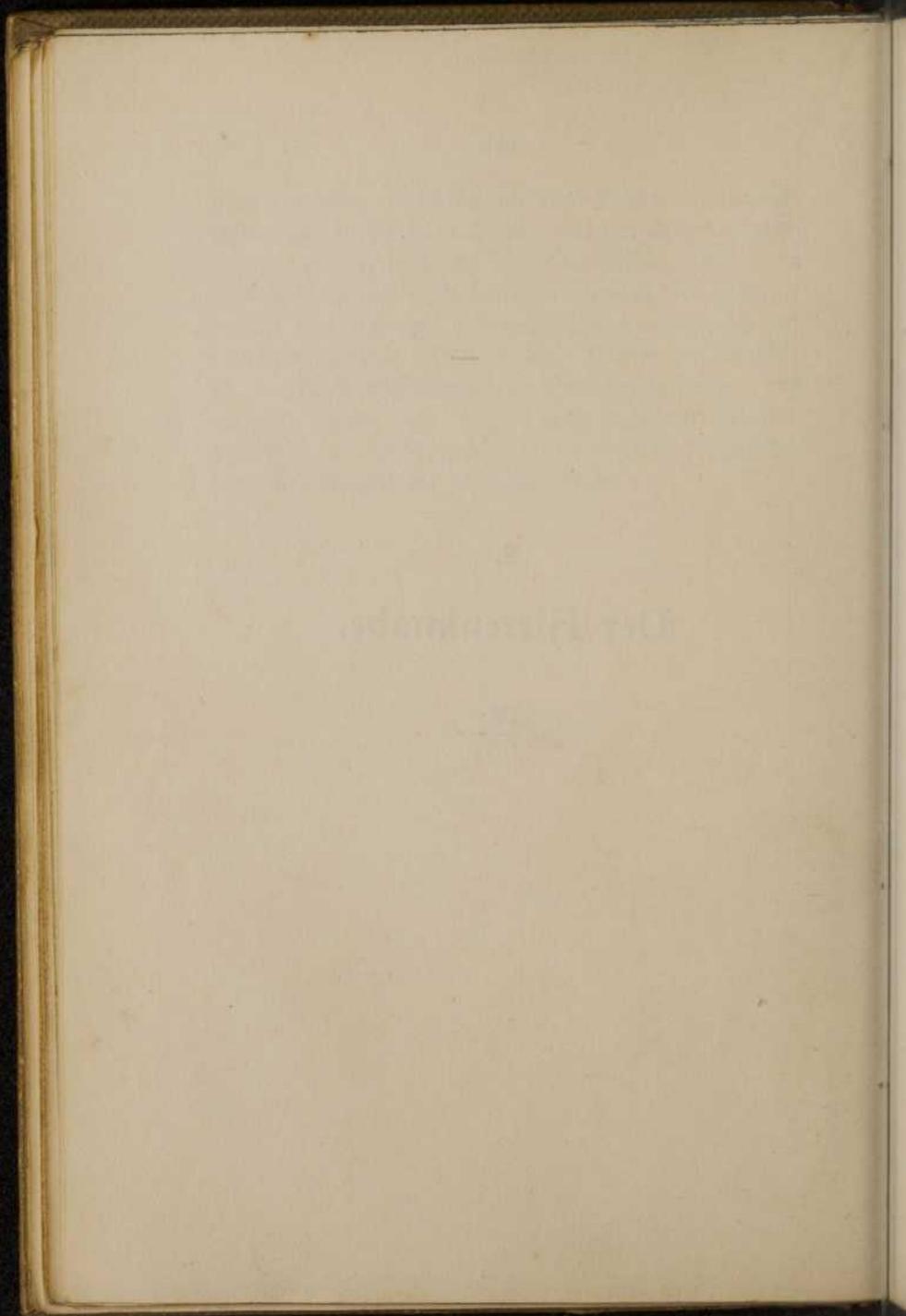
stand ihr besser als Atlas und echte Spigen. — Zu derselben Zeit, da die treue Tochter, von den Eltern gesegnet und von allen geliebt, das Vaterhaus verließ, kehrte Julie in dasselbe zurück. Sie hatte die Freuden der Welt genossen, war verwöhnt und gehätschelt worden, aber oft auch bitter gekränkt und enttäuscht. Darum war sie froh, im friedlichen Elternhaus eine Zuflucht zu finden, und versprach, Vater und Mutter nicht mehr zu verlassen, sondern ihnen im Alter mit Liebe und Treue beizustehen nach dem Beispiel der Schwester Lotte.



2.

Der Hirtenknabe.





### 1. Zwei Kinder.

An einem rauhen Herbsttage des Jahres 1734 wurden auf dem Landsitze des Barons Arthur von Maxwell im nördlichen Schottland zwei Kindlein geboren. Das eine, ein kräftiges Mädchen, lag weich gebettet in den schneeweißen Kissen der alten Familienwiege des Schlosses. Der Vater kniete davor und konnte sich nicht sattsehen an dem pausbäckigen, schlafenden Gesichtchen, während die junge Mutter mit gefalteten Händen hinter den Bettvorhängen lag und Gott innig dankte für das erste, liebe Kindlein. Gar still und friedlich war es in dem schlichten, durch rote Vorhänge etwas verdunkelten Gemach; draußen aber heulte der Sturm, rüttelte an den Fenstern, beugte die Kronen der alten Bäume im Park und gebärdete sich so wild, als wolle er die festen Mauern des Hauses gar zerbrechen. Die glücklichen Eltern kümmerten sich wenig um den Aufruhr da draußen, aber die weißhaarige Wärterin hob den Vorhang ein wenig und schaute kopfschüttelnd hinaus. „Ein böses Zeichen“, flüsterte sie. „Alle wilden Geister sind los in der Geburtsstunde des Kindes. Schweres wird es erleben! Gefahr droht ihm und den Eltern. Aber sieh, jetzt bricht die Sonne durch das Gewölk und erleuchtet

freundlich die Gegend. O lieber Gott! Soll das Kindlein viel Unruhe haben, so gib ihm doch auch sonnige Tage und laß jedes Unwetter vorübergehen ohne Schaden!"

Einige Stunden früher war im ärmlichen Hirtenhäuschen am Ende des Parks ein Knabe zur Welt gekommen, ein blaßes, mageres kleines Wesen mit dichten, kohlschwarzen Härchen und dunkeln Augen, die es schneller aufschlug, als Neugeborene sonst zu tun pflegen. In dürftige Windeln gewickelt hielt es die Großmutter auf dem Schoß und blickte düster und sorgenvoll auf die abgezehrte Gestalt der jungen Frau, die totenbleich und schwer atmend auf dem Bette lag. Ach, sie litt schon lange an einer zehrenden Krankheit, und nun, da der arme Kleine ihrer so sehr bedurfte, schien das Ende zu kommen. „Gib mir das Kindlein!“ bat sie mit kaum hörbarer Stimme, und die Alte legte es ihr in die matten Arme. „Benjamin soll dein Name sein“, flüsterte die Sterbende. „Werde fromm und treu! Treu dem Himmels Herrn, treu dem irdischen Herrn, treu dem Heimatland, treu dem Beruf deiner Väter!“ Einen langen Kuß drückte sie auf die kleine, hohe Stirn, warf der Mutter einen dankbaren Blick zu und sank erschöpft zurück.

Als der Hirte gegen Abend heimkam, war es ganz still in seiner Hütte. Sein Kindlein schlief in einem Korbe, die Großmutter kniete leise betend vor dem Bette, auf dem sein liebes, junges Weib im Todeschlummer lag. Ach, da war der Jammer groß! Der sonst so ruhige, schweigsame Mann brach in laute, heftige Klagen aus und rief die Entschlafene mit den zärtlichsten Namen, als könne er sie dadurch erwecken. Für sein armes Knäblein hatte

er faum einen Blick und wies die Trostsprüche der frommen Alten ungeduldig von sich. Da öffnete sich die Thür, und eine Magd aus dem Herrenhause trat ein, mit gefülltem Korbe. Erschrocken prallte sie zurück beim Anblick der Toten.

„O wehe, wehe!“ rief sie. „Ich bringe Freudenbotschaft und finde ein Trauerhaus. Droben im Schlosse ist ein Mägdelein geboren. Der Herr ist so glücklich! Er befahl mir, gute Speisen und warme Decken zu euch zu bringen. Hier ist es; aber ach, es wird euch wenig freuen.“

Der Schäfer war still geworden; das Geschenk beachtete er nicht, aber er beugte sich über sein schlafendes Söhnlein und sprach: „Freue dich, du Armes! Gott nahm dir viel, aber Er schenkte dir auch viel. Einen Geburtstag hast du mit dem Herrenkind. Wer weiß, ob nicht dein Schicksal eng verbunden ist mit dem seinen? Wohl-an, ist mein lieber Herr so fröhlich, so ziemt mir's, mein Leid zu überwinden über seiner Freude.“

Von da an war er ruhig und gefaßt; nur wenn er draußen bei seiner Herde lag, flossen viele, viele heiße Tränen ins rauhe Waldgras.

Am nächsten Sonntag, als der müde Leib der Hirtensfrau schon im Grabe ruhte, trug man beide Kinder in die kleine, eisenumrankte Kirche am Ende des Dorfes. Das Herrenkind empfing den Namen Una, der Hirtensohn ward Benjamin genannt nach dem letzten Willen der Mutter. Die Pflege, die die Kinder von nun an genossen, war sehr verschiedener Art, aber von herzlichster Liebe waren beide umgeben. Una war die Augenweide, ja das Spielzeug der jungen Eltern; die Mutter freute sich ihrer Lieblichkeit, der Vater ihrer schnellen, kräftigen Entwick-

lung. Süße Schummerlieder wurden ihr gejungen, ein silbernes Glöcklein hing an der Wiege und gab hellen Ton bei jeder Berührung der kleinen Händchen. Auf weichem, buntem Teppich machte sie die ersten Gehversuche, und der Tag, da sie die ersten deutlichen Worte sprach, war ein Festtag für das ganze Haus. Benjamin lag, in ein altes Plaid des Vaters gehüllt, in seinem Korb; das Schnurren des Spinnrades war sein Schlaflied, das Flackern des spärlichen Herdfeuers war das erste, wonach seine großen Augen verwundert blickten. Die Großmutter war eine ernste Frau und verstand nicht mit ihm zu scherzen, dennoch schlang er sehr bald die Arme um ihren Hals und drückte sein Köpfchen an ihre magere Wange, denn sie hatte ihn sehr lieb, und er fühlte es lange bevor er es verstehen konnte. Bei aller Armut hielt sie ihn sauber und rein, denn sie war verständig und wußte weit mehr als andere Weiber ihres Standes. Ja, sie konnte sogar lesen! Als ganz junges Mägdlein war sie der Urahnin des jungen Herrn zur Dienerin gegeben worden und hatte lange Jahre bei ihr zugebracht. Die alte Dame war gelähmt an den Füßen und mußte im Lehnstuhl sitzen. Aber ihr Geist blieb klar, und ihre Hände regsam bis zum Ende, so daß es ihr eine Lust war, das gelehrige Handmädchen im Lesen und allerlei weiblicher Arbeit zu unterweisen. Von ihr stammte auch die große silberbeschlagene Bibel, das einzige Buch im Hirtenhäuschen. Die Großmutter hatte ihr langes Leben hindurch Trost, Kraft und Weisheit daraus geschöpft.

Der Hirte war immer still und wortfarg gewesen, nach dem Tode seiner Frau ward er's noch mehr. Wenn

aber die Stunde nahte, wo er heimzukehren pflegte, ward Benjamin unruhig und verlangte aus dem engen Korbe heraus. Bald kroch er nach der offenen Thür und jauchzte laut, wenn er den Vater von weitem erblickte. Der nahm ihn auf die Arme, trug ihn noch ein wenig umher, fütterte ihn mit Bröckchen seines Abendbrotes und nahm ihn dann mit sich zu Bett. Weder Vater noch Kind hätten einschlafen können, ohne beisammen zu sein.

Die Großmutter spann und webte, wusch und kochte von früh bis abends und entfernte sich selten weit von der Hütte; so kam es, daß Benjamin und Una zwei Winter und einen Sommer verlebten, ohne einander zu sehen.

Als es aber zum zweitenmal Frühling ward, lief Una schon leichtfüßig und sicher im Freien umher. Sie war ein munteres Kind, blond, blauäugig und rotwangig, dabei so heiteren Sinnes, daß man sie fast niemals weinen hörte. Unter den alten Kastanienbäumen im Park bildete der dichte, saftige Rasen einen weichen Teppich, auf dem sich die Kleine ungefährdet tummeln konnte. An einem schönen Maienmorgen hatte sich die Wärterin mit dem Kinde weiter vom Hause entfernt als sonst. Nun saß sie im Gras und sückte ihr Gewand, während Una um sie her trippelte, bald ein Blümchen pflückend, bald mit dem Händchen nach einem Schmetterling haschend. Da die Luft schwül und still war, konnte es geschehen, daß der Alten die Nadel aus der Hand fiel, und sie nach und nach einnickte. Una aber lief weiter und weiter, bis sie plötzlich unbeweglich stehen blieb, denn unter einer Baumgruppe trat eine Gestalt hervor, ebenso klein wie sie. Da auf dem Hofe außer ihr kein Kindlein war, überraschte

sie diese Erscheinung aufs freudigste, und ihr liebereiches Herzchen schlug sogleich dem kleinen Benjamin entgegen, denn dieser war es, der barfuß, nur mit einem wollenen Kittelchen bekleidet, dort stand und wohl ebenso erstaunt das Mägdelein betrachtete. Jetzt kam es schnell auf ihn zugelaufen, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn. Er erwiderte zwar die Liebkosung nicht, reichte aber einige Blumen, die er im braunen Händchen hielt, der Kleinen hin und lachte dazu, was er sehr selten tat.

Als die alte Hanna nach einer Weile aus ihrem Schlummer erwachte, saßen die beiden Kinder neben ihr im Gras. Una lachte und plauderte in ihrer mangelhaften Sprache, zauste Benjies schwarzes Kraushaar, bewarf ihn mit Gras und Blumen und neckte ihn nach Herzenslust. Der Junge ließ sich still und feierlich alles gefallen, als geschehe ihm eine große Ehre. Bald kam die Großmutter gelaufen, um nach ihrem Liebling zu suchen, der sich bisher nie so weit von der Hütte entfernt hatte. Gerührt sahen die beiden Alten dem Spiel der Kinder zu, bis Hanna begann:

„Er sieht bleich aus, während unsere Una wie ein Röslein blüht. Fehlt es euch auch an nichts, was er bedarf?“

„An nichts! Seit seinem ersten Lebenstage darf ich soviel Milch vom Hofe holen, als er nur trinken mag“, erwiderte die Großmutter. „Er trägt die Farbe seiner toten Mutter und wird sie wohl behalten sein Leben lang.“

„Du magst wohl recht haben; die Herrin würde es freilich Aberglauben nennen. Aber er ist so still; höre nur, wie unser Liebling schon plaudert!“

„Von wem sollte er plaudern lernen? Etwa von mir müdem alten Weibe oder von seinem schweigsamen Vater, der überdies wenig daheim ist? Hat er noch keine Worte, so ist er doch verständig über sein Alter; sieh nur seine Augen an.“

„Tief und traurig sehen sie aus“, sagte Hanna kopfschüttelnd; „wer weiß, ob er lange leben wird. Vielleicht zieht ihn die Mutter nach sich.“

„Er wird leben!“ rief die Großmutter zuversichtlich. „Er ist seines Vaters Herzblatt, alles, was er auf Erden hat. Horch, das Mittagsglöcklein klingt vom Hofe her; es ist Zeit für dich heimzugehen.“

Die Kinder waren indessen aufgestanden und liefen Hand in Hand im Grase umher.

„Una, Una!“ rief die Wärterin, „komm zu Mama!“ Aber der Junge faßte das Kleidchen der neuen Freundin mit beiden Händen und rief: „Una mein, Una mein!“

Es waren seine ersten deutlich gesprochenen Worte. Nur mit Mühe löste die Großmutter die Händchen und trug den Weinenden der Hütte zu.

Von nun an spielten die beiden Kinder jeden Tag stundenlang miteinander im Park, ja an Regentagen ward Benjie sogar ins Schloß geholt, da Una stürmisch nach ihm verlangte. Die Großmutter schaffte ihm ein purpurrot und schwarz kariertes Röckchen und eine kleine Mütze von demselben Stoff, die sie mit einer ausgefallenen Feder des großen Hofhahnes schmückte. Die freundliche Herrin hatte den mütterlosen Knaben gern um sich, da sie bald merkte, welch guten Einfluß sein ruhiges, beharrliches Wesen auf ihr flüchtiges, fast wildes Töchterchen übte.

Er lernte nun sehr bald sprechen, lasste aber nicht nach Kinderweise, sondern bildete die Worte langsam und deutlich. Im Laufe der Zeit zeigte er sehr guten Verstand und wußte mit dem wenigen Spielzeug seiner kleinen Freundin erstaunlich viel anzufangen. Dennoch beschlich ihn mitten im Spiel zuweilen plötzlich die Sehnsucht nach der Großmutter; dann war er nicht mehr zu halten und lief davon, so schnell ihn nur die kleinen, nackten Füße trugen.

Ein paar Jahre lang war die Kinderstube, der Hof und der Park die Welt der beiden Kleinen; nach und nach erweiterte sich ihr Blick. Una hatte ein Schwesterchen bekommen, ein zartes, schwächliches Kind, das viel Pflege brauchte; darum ließ man in der Aufsicht über die „Großen“, wie sie jetzt hießen, oft ein wenig nach. Sie tummelten sich in den langen Gängen des Hauses, sie horchten an der eisenbeschlagenen Thür, die zu alten, unbewohnten Räumen führte und nie geöffnet wurde. Was mochte wohl da drinnen sein? Sie standen im Hofe und schauten empor zu dem hohen, halbverfallenen Turm, der sich über dem ältesten Teil des Hauses erhob, und sahen die Dohlen und Krähen zu den Schieß- und Gucklöchern aus und ein fliegen. War das Pfortchen des Blumen Gartens offen, so schlüpfen sie hinein und sahen dem Gärtner bei seiner Arbeit zu. Oft war auch Herr Arthur drinnen und pflegte die Blumen, die er sehr liebte. Ungeheißer tat ihm Benjamin bald kleine Dienste, hielt ihm das Werkzeug oder den Bast zum Binden und trug ihm in einem kleinen Kännchen Wasser zu. Bekam er aber eine Nelke oder gar eine Rose zum Lohn, so verklärte sich

sein ernstes Gesichtchen, und Una konnte nicht begreifen, warum er so lange ganz entzückt in den Blütenkelch hinein-  
sah; sie hielt sich viel lieber in der Nähe der Erdbeerbeete  
und Stachelbeerbüsche.

War der Vater nicht im Garten, so fand man ihn  
vielleicht bei den Ställen, und wenn sein schönes Reit-  
pferd herausgeführt ward, jauchzte Una laut auf und  
mußte stets einen Ritt um den Hof herum haben, sorg-  
lich vom Vater im Sattel gehalten. Benjie war nicht  
zum Reiten zu bewegen, so oft es ihm auch angeboten  
ward. „Herren reiten, Hirten gehen zu Fuß!“ sagte er.

Manchmal durften die Kinder auch die Mutter be-  
gleiten, wenn sie einen Kranken im Dorfe besuchte. Da  
ging's die breite, grasbewachsene Straße herab, die durch  
den Park führte, der von uralter Steinmauer umgeben  
war. Draußen teilte sich der Weg. Rechts führte ein  
Pfad durch die Felder und Wiesen der Herrschaft den  
Bergen zu, die sich düster und bewaldet in der Ferne  
höher und höher erhoben; links lag das kleine Dorf,  
dessen Bewohner des Gutes eigene Leute waren. Auf  
unebenem Grund zwischen Gestrüpp und Gestein standen  
die ärmlichen Hütten, jede mit einem kleinen von niederer  
Steinmauer umgebenen Hofe oder Gärtchen, wo Kohl und  
Rüben zwischen Disteln und Unkraut wuchsen. Da gab  
es nichts, was das Auge erfreute oder das Herz ergöhte;  
die Reinlichkeit ließ viel zu wünschen übrig, und die kleinen  
Felder ringsum waren nachlässig bebaut. Die schmutzigen,  
halbnackten Kinder, die im Staube der Dorfstraße wühlten,  
wuchsen ganz unwissend auf, denn es gab keine Schule  
in der Nähe, und der Pfarrer, der dort auf dem Hügel

neben der Kirche wohnte, war ein alter Stubengelehrter, der seine dicken Bücher nur verließ, um am Sonntag den armen Leuten eine lange Predigt zu halten, von der sie nicht viel verstanden. Trotzdem sah man wenig dumme Gesichter; in den Zügen der Männer lag Kraft und Selbstbewußtsein, während es den kleinen Buben nicht an List und Verschlagenheit fehlte. Da sie wenig Bedürfnisse hatten, machten sie keinen Versuch, aus ihrer Armut emporzukommen; sie meinten eben, es müsse so bleiben, wie es von alters her gewesen sei. Die freundliche Gutsfrau, die gern manches geändert hätte, wurde darin wenig verstanden und mußte ihre Fürsorge auf die Kranken und Alten beschränken. Ihre Wohlthaten wurden ohne vielen Dank mit würdevoller Ruhe hingenommen, denn wie es die Pflicht der Untertanen war, für die Herrschaft zu arbeiten, so war diese dagegen schuldig, jeder wirklichen Not abzuhelpfen.

## 2. Unterricht.

Zwei Schwesterlein hatten nach der kleinen Una in der alten Wiege gelegen, aber die Freude, einen Sohn ans Herz zu drücken, war den Eltern bisher versagt geblieben. Um so lieber war es dem Vater, daß sein ältestes Töchterchen so frisch und kräftig heranwuchs und ihm, für jetzt wenigstens, einen munteren Knaben ersetzen konnte. Die Mutter war freilich nicht ganz zufrieden, daß Una eher reiten als lesen lernte, und viel lieber mit dem Vater in den Bergen herumkletterte, als ein Nähzeug in die Hand

nahm. Da kam einmal ein langer harter Winter mit so viel Sturm und Schnee, daß groß und klein ans Haus gebannt war, und den ritterlichen jungen Herrn oft die Langeweile plagte. Da fiel ihm ein, daß es wohl an der Zeit sei, seinen Liebling etwas lesen und schreiben zu lehren, und er griff diese Aufgabe mit gewohnter Tatkraft an. Auch Una zeigte anfangs großen Eifer, da aber der Vater kein sehr geduldiger Lehrer war und man damals den Kindern das Lesenlernen lange nicht so leicht machte als jetzt, wurde sie des Dinges bald müde. Es gab für sie keine Bibel, kein hübsches Kinderbuch; sie mußte in irgend einem Buche, das der Vater eben zur Hand hatte, mühsam buchstabieren, und es gab Kopfnüsse und Tränen genug dabei.

Es war die erste Not in Unas jungem Leben, und sie durfte sie niemand klagen. Die Mutter nahm sie nie in Schutz gegen des Vaters Strenge; Benjamin aber war seit langen Wochen nicht mehr ins Schloß gekommen, da er an einem schweren Husten litt.

Endlich kam ein schöner, heller Tag, da die Sonne freundlich das schneebedeckte Land beschien. Der Vater wollte ausgehen, Feldhühner zu schießen, und Una sollte ihn begleiten, wenn sie zuvor vier Zeilen buchstabiert hätte. Aber ihre Gedanken flatterten schon draußen umher, und sie setzte des Vaters Geduld auf so harte Probe, daß sie endlich riß. Klipp, klapp! sauste das Buch um Unas Kopf, sie ward auf ihr Bänkchen niedergedrückt mit der Weisung, bis Mittag die Aufgabe ohne Anstoß zu lernen, und fort war der Vater! Nun saß sie ganz verlassen vor dem hellen Feuer im Bibliothekzimmer und schluchzte

zum Herzbrechen. Ach, das Leben war doch recht schwer! Das dumme Buch mochte auf der Erde liegen bleiben, sie brachte die garstigen Worte doch nicht heraus. Da strich plötzlich eine kleine Hand über ihr wirres Haar, sie blickte auf; Benjie stand hinter ihr, sehr blaß und mager, mit Tränen in den dunkeln Augen.

„O Una, warum weinst du so?“ fragte er ängstlich. „Höre doch auf, ich kann es nicht sehen!“

„Ach geh nur wieder; ich darf nicht spielen. Ich muß immer, immer hier sitzen bleiben, denn ich soll vier Zeilen lesen und bringe es nie heraus. Es ist zu schwer!“

„Nein, es ist ganz leicht; komm, ich will dir helfen.“

„Sprich doch nicht so dumm; du kannst's ja selber nicht.“

„Freilich kann ich's. Schon längst lehrte mich's die Großmutter, und während ich krank war, hab' ich's noch ganz gut gelernt. Komm nur; wenn das Buch auf der Erde liegt, kriegst du nichts fertig!“

Ganz erstaunt sah Una den kleinen Freund an, der ein so schweres Werk vollbracht hatte, ohne nur ein Wort davon zu sprechen. Auf dem Bänkchen zusammengedrängt saßen sie nun lange. Geduldig zeigte Benjies Fingerchen auf die Buchstaben, während er die Schülerin ein Wort nach dem andern entziffern ließ, ganz wie es die Großmutter mit ihm gemacht hatte. Endlich war die Aufgabe gelöst. Es war der erste Vers einer alten Ballade, den Una nun lesen, und durch vieles Wiederholen auch auswendig hersagen konnte.

## „Der Witwe Klage.

Sie kamen zu uns in dunkler Nacht,  
 Sie haben den Ritter umgebracht;  
 Die Diener sind alle in Angst entflohn,  
 Ich blieb allein mit dem jungen Sohn.“

„Das müssen garstige Leute gewesen sein, die den Ritter umgebracht haben“, sagte Una.

„Ja, aber die Diener, die entflohen sind, waren noch viel böser“, meinte Benjie, nachdem er ohne viel Mühe das für ihn fast ganz unverständliche Gedicht zu Ende gelesen hatte. „Das ist ein dummes Buch“, sagte er sehr entschieden. „Großmutter hat ein viel schöneres. Alle die Geschichten von Gott und Jesu, die uns deine Mutter erzählt, stehen drin. Die les' ich gar zu gern.“

„Na, nun laß die Bücher und komm spielen“, rief Una ungeduldig. „Komm hinaus in den Schnee!“

„Ich darf nicht, sonst muß ich wieder arg husten. Großmutter hat mich dick eingewickelt zum Heraufgehen.“

„So komm in den langen Gang! Ich hab' einen neuen Ball; ich muß tüchtig springen, bin ja ganz steif vom Sitzen. Denk' aber nicht, daß du allein lesen kannst; ich lern' es nun schnell, gib nur acht!“

So geschah es auch. Una besaß guten Verstand und viel Ehrgeiz. Der Hirtentnabe sollte das Herrenkind nicht überflügeln. Der Vater hatte von nun an eine eifrige Schülerin, fand auch Freude daran, beide Kinder etwas schreiben und rechnen zu lassen. Als es aber draußen wieder grün ward, überließ er die Uebung des Gelernten der Mutter, die mit weit mehr Sanftmut zu Werke ging und sich viel Mühe gab, Gottes Wort in die jungen

Seelen zu pflanzen. Una hörte wohl gern zu, flog aber dann davon wie ein freigelassener Vogel; Benjamin dagegen sprach gern über das Gelesene und studierte daheim fleißig weiter im Buch der Großmutter. Die gute alte Frau war im letzten Jahre zusehends schwächer geworden, mußte das Spinnen und Weben ruhen lassen und konnte kaum noch mit des Enkels Hilfe den kleinen Haushalt versorgen. Desto mehr beschäftigte sie sich mit dem geliebten Buch, und bezeichnete durch Eselsohren und eingelegte Wollfäden die Stellen, die sich Benjamin besonders zu Herzen nehmen sollte. Denn das Buch war sein Erbe, da der Schäfer nicht lesen konnte. Oft bat sie Gott herzlich, sie heimzuholen, ehe sie irgend jemand zur Last fiel, und es ward ihr gewährt. Eines Morgens fand man sie mit gefalteten Händen sanft entschlummert auf ihrem Lager.

Der Schäfer und sein Kind betrauertem sie herzlich und schlossen sich noch fester aneinander. Der Vater meinte, es sei nun genug des Kinderspiels für Benjamin, und hohe Zeit, ihn ins Hirtenamt einzuführen. Er habe wohl allzu weich gelebt bisher; die Wald- und Bergluft werde ihn stark und fest machen. Der neunjährige Knabe war es zufrieden; er beehrte nicht anders zu leben als seine Väter, und bat nur um die Gunst, Una zuweilen sehen zu dürfen.

Die Tränen, die er wegen der Trennung von der kleinen Freundin weinte, verbarg er ängstlich vor des Vaters Blicken und fand sich tapfer in die neue Lebensweise. Ganz früh am Morgen kochte der Schäfer eine dicke Hafersuppe zum Frühstück, dann zogen sie mit der Herde hinaus, manchmal auf nahe Wiesen, manchmal weit

hinauf ins Hügelland. Den Tag über lebten sie von Brot und Käse, und stillten den Durst an den zahlreichen Bächen oder an dem blauen, einsamen Bergsee, den Benjie besonders liebte.kehrten sie am Abend ermüdet heim, so wartete ihrer eine kräftige Mahlzeit und ein Krug Bier in der Küche des Herrenhauses; so hatte es die Edelfrau bestimmt. Dann aber sprang Benjamin unter das Fenster der Kinderstube und rief Unas Namen. Zuweilen kam sie herunter, um noch ein wenig mit ihm zu plaudern, brachte ihm auch wohl einen kleinen Leckerbissen, den sie sich am Munde abgepart. Jedenfalls öffnete sie das Fenster und rief ihm den Gutenachtgruß zu.

Nur ein einzigmal blieb alles still. Una hatte einen bösen Tag gehabt; Uebermut und Trotz, diese bösen Gäste, waren bei ihr eingekehrt. Man hatte sie zur Strafe zeitiger zu Bett geschickt, und sie hatte sich bald in den Schlaf geweint. Da klopfte es noch spät an die Tür des Wohnzimmers; der Schäfer stand draußen mit finsternem Gesicht.

„Mein Junge liegt im Grase und schluchzt zum Herzbrechen. Soll er die ganze Nacht so liegen bleiben und sich den Tod holen im kalten Tau, oder will ihm das Kind gute Nacht sagen?“

„Nur nicht so hitzig, Donald“, erwiderte Maxwell lächelnd; „sie schläft schon, aber ich wecke sie gleich.“

Als bald erschien eine kleine weiße Gestalt am Fenster, der Gruß ward gewechselt, und der Knabe ging zufrieden mit dem Vater zur Hütte hinab. „Du hast ein allzu heißes Herz“, sagte dieser unterwegs, „das wird dir noch viel Not schaffen.“ Benjamin aber verstand ihn nicht.

Zu lieben und geliebt zu werden war ja das Schönste auf der Welt; wie sollte das Not schaffen?

Am nächsten Abend kam Una herunter, um ihr Unrecht gut zu machen. In Benjamins Plaid gehüllt saßen sie zusammen auf dem Steinjitz im Hofe und hatten einander viel zu erzählen.

„O, es ist schön auf den Bergen!“ berichtete der Knabe; ich freue mich, ein Hirte zu werden. Der Vater lehrt mich die besten Weideplätze finden und zeigt mir die Kräuter, die die Schafe am liebsten fressen. Auch wunderbares Heilkraut lehrt er mich kennen. Ich verstehe schon die Schafe zu locken und zusammenzuhalten; du solltest nur sehen, wie sie meiner Stimme folgen! Die Raubvögel helfe ich verjagen durch Geschrei und Steinwürfe. Auch auf dem Dudelsack lehrt mich der Vater spielen. Sobald ich ein Liedlein kann, sollst du es hören. Wenn ich müde bin, schlafe ich süß im duftenden Heidekraut; der gute Vater wacht immer. O, ich bin sehr glücklich!“

„Ja, du hast's gut“, entgegnete Una; „ich aber bin übel dran, und ich wollte, ich wäre ein Junge! Denke nur, ich muß nähen lernen. Eine ganze Stunde lang muß ich täglich bei der Mutter sitzen und einen langweiligen Stich nach dem andern machen. Dabei soll ich noch Sprüchlein behalten, die sie mir vorjagt.“

„Das mußt du gern tun“, ermahnte der Knabe. „Großmutter sagte, die Sprüchlein aus Gottes Munde sind besser als viel feines Gold.“

„Das mag wohl sein, aber schwer zu lernen sind sie doch. Bei Regenwetter mag's gehen, aber bei Sonnenschein ist's schrecklich.“

„Tu's nur aus Liebe“, bat Benjie, „dann wird's leicht werden. Wenn du brav bist, darfst du mich vielleicht mal besuchen auf den Bergen. Den See möcht' ich dir gern zeigen, den sahst du noch nie.“

Die Ermahnung schien geholfen zu haben, denn einige Wochen später, als die Herde auf einer nahen Waldwiese weidete, raschelte es im Gebüsch, und Una sprang lachend hervor im festen, kurzen Wollkleidchen, einen groben Strohhut auf den blonden Locken. Ihr folgte der Vater mit Flinte und Jagdtasche; er hatte schon ein Reh geschossen und es durch den Diener heimgeschickt.

„Komm Junge“, rief er. „Sollst einen Feiertag haben mit Una. Wir wollen ihr den See zeigen und dann hinauf auf jene Bergspitze, die schon längst das Ziel eurer Sehnsucht ist.“

„Gebt mir die Tasche zu tragen, Herr“, bat der Knabe, freudig errötend.

„Nein, sie ist zu groß für dich. Der Weg wird euch ohnedies sauer genug werden. Nun vorwärts! Gegen Abend bring' ich dir den Jungen wieder, Donald. Deine Schafe sehen prächtig aus; du bist ein treuer Hirte.“

Ein bequemer Spaziergang war's freilich nicht, den die drei nun antraten. Zuerst führte ein schmaler, oft kaum sichtbarer Pfad durch den Wald, bis er in einem Heideland ganz aufhörte. Im Hintergrund desselben erhoben sich aus dichtem Gebüsch schroffe Felswände, die gar keinen Zugang zu haben schienen. „Wo gehen wir hin, Vater?“ fragte Una. „Da hinauf können wir doch nicht klettern.“ Aber Benjie war vorausgesprungen und lachend im Gebüsch verschwunden. Ganz versteckt stand er, einen

Strauch zur Seite biegend, hinter dem sich eine schmale, niedrige Spalte im Felsen zeigte. Tief gebückt kroch der Vater hinein, die Kinder ihm nach. Einen Augenblick war es ganz finster; nach wenig Schritten erweiterte sich die Schlucht, man konnte aufrecht gehen und erblickte hoch oben zwischen dunkeln, zackigen Felswänden zuweilen ein Stückchen blauen Himmel. Es ging ziemlich steil aufwärts, aber schon nach einigen Minuten trat man hinaus ins Freie. Mit einem Ausruf der Verwunderung begrüßte Una das liebliche Landschaftsbild, daß vor ihren Augen lag. Ein kleiner, aber überaus klarer Bergsee glänzte im Sonnenschein, umgeben von einem breiten Wiesenrand mit dem herrlichsten, dichten Gras und frischgrünem Buschwerk. Ringsumher aber erhoben sich hohe Felsen, steil und glatt wie die Wände eines großen Domes, und darüber wölbte sich der tiefblaue Himmel.

Ganz abgeschlossen war das schöne Bild, nirgends ein Pfad, nirgends ein Ausgang.

„Sieh mein Töchterchen“, sagte der Vater, „diesen See entdeckte vor langer, langer Zeit einer von Benjies Vorfahren, ein Hirtentnabe im Dienste der Magwells. Er verfolgte ein Gicklägchen und fand dabei die Felsenspalte und die düstere Schlucht. Wohl nie hat jemand diesen Ort betreten, der nicht zu den Magwells gehörte; sein Dasein ist das Geheimnis des Hauses geblieben. Wirfst du es wohl bewahren, Kleine?“

„O gewiß, Vater, nie werd' ich ein Geheimnis verraten!“

„Ich glaube dir, mein Kind; du bist ein kräftiger Sproß des alten Geschlechtes. Auch mich führte mein

Vater zum erstenmal hierher, als ich in deinem Alter war. Er erzählte mir auch, daß in Kriegs- und Verfolgungszeiten dies verborgene Plätzchen mehrmals zur Zuflucht gebient hat. Einer deiner Ahnen soll wochenlang dort unter jenem überhängenden Felsen gehaust haben, während sein Todfeind ihm vergeblich nachspürte. Ein treuer Knecht versorgte ihn heimlich mit Speise.“

„Das war gut von ihm“, sagte Benjie; „aber jetzt gibt es keine Todfeinde mehr, das ist noch besser. Sieh Una, dort in der kleinen Hütte schlafen Vater und ich, wenn wir über Nacht hier oben bleiben.“

Es war ein sehr kleines Hüttchen, von rohen Steinen aufgebaut und notdürftig mit Baumästen gedeckt. Es stand mitten in einer Umzäunung von großen Steinen, die für die Schafe bestimmt war.

„Aber wie kommen die Schafe denn hier herauf?“ fragte Una. „Müssen sie durch die Schlucht?“

„Freilich, es führt ja kein anderer Weg hinauf. Sie fürchten sich ein wenig vor der engen Oeffnung; wenn aber der Vater ein Lamm auf den Arm nimmt und es vorausträgt, folgen sie willig nach. Buskar, der gute Hund, sorgt dafür, daß keins zurückbleibt. Hier oben werden sie reichlich belohnt für den sauern Weg, denn nirgends wachsen so würzige Kräuter und so fettes Gras. Nun will ich Wasser holen am Felsenquell dort drüben; es ist besser und frischer als das aus dem See. Ein Krüglein steckt in der Hütte.“

Als sie sich erquickt und ein wenig geruht hatten, mahnte der Vater zum Ausbruch und versprach, Una recht oft wieder herzuführen, da es ihr gar zu wohl

gefiel. Nun ging es zurück durch die Schlucht, dann immer der Felswand entlang, bis man einen steilen Pfad erreichte, der nach mancher Mühsal zum hohen Berggipfel führte.

Endlich war man ganz oben; o wie frei und herrlich war es hier! Aber Hunger und Müdigkeit machten sich doch bei den Kindern bald geltend. Im Schatten der niedrigen, sturmgewohnten Tannen lagerten sie sich, und das Brot, die Eier und das gebratene Huhn, das die Mutter in die Tasche gepackt hatte, schmeckte allen vortrefflich. Sogar einen tüchtigen Schluck aus des Vaters Korbflasche durften die Kinder trinken. Dann aber führte er sie auf einen breiten Felsvorsprung, wo schwindelfreie Leute bequem sitzen und weit, weit ins Land hinausschauen konnten. Benjamin war erst ganz still vor Staunen, dann aber brach er in die Worte aus:

„O wie groß, wie groß ist doch die Welt! Das hätte ich nicht gedacht!“

„Mein guter Junge“, sagte Maxwell lächelnd, „was du hier siehst, ist nur ein sehr, sehr kleines Stück davon. Immerhin ist's deine Welt, denn es ist dein Vaterland.“

„Ist dies alles Schottland?“

„Freilich; ein kleiner Teil davon. Sieh die dunkeln Berge im Norden. Das sind die schottischen Hochlande; ein tapferes, ritterliches Volk wohnt dort. Nach Süden zu wird das Land flacher, da gibt es viele Städte und Dörfer. Dort liegt auch die Hauptstadt Edinburg, dicht am Meere. Es ist aber weit dahin; zwei oder drei Tagereisen.“

„Das Meer kann ich mir vorstellen“, sagte Benjie nachdenklich, „aber eine Stadt muß wunderbar sein. Sind es wohl hundert Häuser?“

„Viel, viel mehr“, rief Una. „Tante Sara wohnt in Edinburg; sie erzählte mir davon, als sie neulich bei uns war. Es sind viele hundert Häuser, auch Kaufläden, wo man schöne Sachen haben kann. Mein blaues Sammetkleid ist aus Edinburg. Auch ein Königsschloß ist dort, ein ganz, ganz altes; nicht wahr, Vater?“

„Zawohl“, erwiderte Maxwell mit einem Seufzer. „Hoch über der Stadt thront ein großes, festes, fast unbezwingliches Schloß, aber das Stammhaus der Stuarts, die jahrhundertlang über Schottland herrschten, heißt Holyrood und liegt außerhalb der Stadtmauern. Als Jüngling hab' ich zwei Jahre in Edinburg gewohnt, bin manchmal in seinen öden Hallen gewandelt und habe mit Wehmut die Bilder der alten Helden betrachtet, die, mit Staub und Spinnweben bedeckt, die Wände schmücken.“

„Hat denn der König keine Frau, die reinmachen läßt?“ fragte Una verwundert. „Mutter leidet keine Spinnweben.“

„Ach Kind, Schloß Holyrood steht unbewohnt; es gibt keinen König von Schottland mehr. Ueber uns herrscht jetzt König Georg von England, der weit weg in der großen Stadt London wohnt.“

„Du siehst traurig aus, Vater. Ist er ein böser Mann?“

„Nein, ich glaube nicht, daß er böse ist; aber er hat kein Recht, über uns zu herrschen. Nein, er hat es nicht!“ rief er heftig, die Faust ballend. Er sprach wohl mehr mit sich selbst, als zu den Kindern.

„Warum jagen ihn die Schotten nicht fort und suchen sich einen rechten König?“ fragte Una. „In den Märchen, die die alte Hanna manchmal erzählt, machen's die Leute immer so.“

Aber Maxwell war in Gedanken versunken und hörte nichts mehr. Kurz befahl er den Kindern, auf den Ruheplatz zurückzukehren und einen guten Mittagschlaf zu halten.

Bald nachdem sie erwacht waren, trat man den Rückweg an. Der Vater war wieder ganz freundlich und hütete sein Töchterchen bei dem steilen Abstieg; Benjamin brauchte keine Hilfe, er war an rauhe Wege gewöhnt. Kurz ehe sie in die Nähe des Sees kamen, sah des Knaben scharfes Auge einen dunkeln Punkt in den Wolken, der sich langsam senkte.

„Ein Geier!“ rief er ängstlich. „Wär' ich doch bei der Herde, ihn verjagen zu helfen. Gewiß will er sich eins meiner Lämmer holen.“

„Das wollen wir ihm wohl wehren“, sprach der Baron, die Jagdflinte von der Schulter nehmend.

Lautlos blickten alle drei empor; jetzt krachte der Schuß, hundertfaches Echo in den Felsen wachrufend.

„Dort muß er liegen!“ jubelte Una; „ich sah ihn fallen.“

Bald fanden sie ihn, die weißen Brustfedern vom Blute gerötet, das schillernde Auge gebrochen.

„Nehmen wir ihn mit?“ fragte Una.

„Nein, er ist zu schwer. Nimm dir einige Federn zum Andenken; du auch, Benjie.“

Aber Benjie war bleich geworden und schüttelte den Kopf.

„Was hast du, Junge?“ fragte der Herr. „Sei froh, daß der Räuber tot ist!“

„Er flog so frei und stolz daher, und nun liegt er in seinem Blute. Ach wie schnell, wie schnell kommt der Tod!“ sagte der Knabe leise und sprang voraus, als schäme er sich seiner Weichheit.

Auch der Vater trieb zur Eile, da sich schwere Wolken am Himmel sammelten. Als die ersten großen Tropfen fielen, war Una schon im sichern Haus; Benjie aber kam mit seiner Herde ganz durchnäßt heim. Nun regnete es viele Tage fort und dichter Nebel bedeckte die Landschaft. Die Schafe blieben im Stalle, und Benjamin durfte manche freie Stunde im Schlosse zubringen. Er war stets ein willkommener Gast; nicht nur Una, auch Edith und Lilia, die kleinen Schwestern, jauchzten dem sinnigen, freundlichen Spielgefährten zu.

Einmal aber rief der Baron die beiden Großen zu sich ins Bibliothekzimmer, wo er behaglich lesend auf einem Kissen vor dem Feuer lag, das wegen des feuchten Nebels angezündet worden war. Er zog Una zu sich; der Knabe nahm bescheiden auf dem Bänkchen Platz. „Ihr habt lesen und schreiben gelernt, Kinder“, begann der Vater, „und die gute Mutter erzählt euch die Geschichten der Bibel und weist euch zum himmlischen Vaterland. Ich will euch zuweilen von eurem irdischen Vaterland erzählen, denn es wird Zeit, daß Una seine Geschichte kennen lernet, und dem Benjie kann es auch nicht schaden, obgleich er nur ein Hirte ist.“ Des Knaben Augen glänzten; Una wußte nicht recht, ob sie sich freuen sollte, daß es noch mehr zu lernen gab auf der Welt. Es schien ihr schon

übergenuß. Bald aber hing auch sie gespannt am Munde des Vaters, denn er wußte gar lebhaft und begeistert zu berichten von der Zeit des Mittelalters, da Schottland noch ein selbständiges Königreich gewesen war, beherrscht von dem edlen Geschlechte der Stuarts. Damals hatten stolze Burgen die Höhen geschmückt, starke, tapfere Ritter hatten darin gehaust. In den weiten Hallen hatte man glänzende Feste gefeiert; fröhlich war man ausgezogen zu Jagd und Turnier, waffenklirrend und fahnen-schwingend zu Kampf und Streit. Die Macht der Edelleute war zu jener Zeit viel größer gewesen als jetzt; unumschränkt, freilich nicht immer mild, hatten sie über ihre Untergebenen geherrscht. Auch das Geschlecht der Maxwells war damals noch reich und mächtig und hochangesehen am königlichen Hof. Sechs Schlösser hatte es zu eigen gehabt mit viel Land und Leuten; das jetzige Herrenhaus war das kleinste davon. Da ragte der alte Turm noch stolz in die Luft, und die jetzt versallenen Mauern beherbergten hohe Gäste,

„Gab's damals auch kleine Mädchen darin?“ fragte Una.

„Ei gewiß!“ erwiderte der Vater. „Wenn unsere Ahnherren vom Kampfe heimkehrten, reich mit Beute beladen, stand die Mutter mit den Kindern auf dem Söller und sie winkten ihnen den Willkommgruß zu. Wenn wir damals gelebt hätten, würdest du mit mir zur Jagd geritten sein auf einem kleinen, weißen Zelter, den Falken auf der Hand!“

„O wie schade, daß es jetzt nicht mehr so ist!“ seufzte Una.

„Freilich hättest du auch erleben können, daß man mich heimgebracht hätte mit der Todeswunde in der Brust“, fügte der Baron ernst hinzu.

„Mit wem kämpften die Ritter nur immer?“ wandte Benjie schüchtern ein. „Gab es denn so sehr viel böse Leute im Lande?“

„O nein, sie hatten eben ritterliche Fehden untereinander, am meisten aber kämpften sie gegen England. An der Grenze zwischen beiden Ländern hörte der Krieg selten ganz auf. England versuchte von jeher, Schottland zu unterdrücken, aber wir sind ein stolzes, freies Volk und schütteln das Joch immer wieder ab.“

„Hübscher wäre es gewesen, wenn sie Frieden gehalten hätten“, meinte Benjie. „Im Kriege können die Schafe nicht gut weiden. Der Lärm erschreckt sie, und das Gras wird zertrampelt.“

„Du bist und bleibst eben ein Hirte“, jagte Maxwell lachend.

„Das will ich auch!“ versicherte der Junge. „Es ist Zeit zum Füttern; ich muß heim. Gute Nacht, Una!“

### 3. Die Jakobiten.

Ein volles Jahr war vergangen seit dem Spaziergang nach dem Berggipfel. Solange es noch ein Gräschen abzuweiden gab, war Benjie mit seiner Herde ausgezogen. Das stete Leben im Freien hatte ihn sehr gekräftigt; er war frisch und munter geworden und der böse Husten war ausgeblieben. Hochaufgeschossen überragte er Unas kleine, dralle Gestalt um Haupteslänge, war auch ernster und reifer als sie. Im Winter spann und webte er mit dem Vater um die Wette, und kam

nicht mehr so oft ins Herrenhaus als früher; doch schien er zu ahnen, wenn der Herr zum Erzählen aufgelegt war, denn dabei fehlte er selten.

Die Kinder wußten nun mancherlei aus der Geschichte des Vaterlandes, ja sie kannten sogar die Namen aller Könige des Hauses Stuart, das jahrhundertlang den schottischen Thron innegehabt hatte. Baron Maxwell verstand es wohl, die reichen Gaben und ritterlichen Tugenden dieser meist sehr unglücklichen Könige zu schildern, aber ihre Fehler erkannte er nicht, oder verschwieg sie doch den Kindern. Als er endlich zu der Geschichte der schönen, aber so sehr unglücklichen Maria Stuart kam, erfüllte er die Herzen seiner kleinen Schüler mit dem höchsten Mitleid für sie und mit gewaltigem Zorn gegen die harte, kalte Elisabeth von England. Una, die nicht leicht weinte, zerfloß in Tränen und versicherte, sie würde alle Engländer hassen, wenn sie nicht wüßte, daß die liebe Mutter eine Engländerin sei. „Sie war eine Engländerin“, sagte der Baron stolz. „Ich lernte sie kennen, als ich in meiner Jugend England bereiste; aber als sie mein Weib ward, wurde sie damit auch ein Glied meines Volkes. Sie hat keine Verbindung mehr mit England. Ihre Eltern sind lange tot, wie du weißt. Ihr älterer Bruder, stolz und hart, wollte nicht zugeben, daß sie einen unbekanntem schottischen Edelmann heirate. Als sie es dennoch tat, gab er ihr Erbe widerwillig heraus und sagte sich von ihr los. Wir haben nie mehr etwas von ihm gehört.“

Als die Kinder hörten, daß Königin Elisabeth den Sohn der armen, hingerichteten Maria Stuart zu ihrem

Thronerben eingesetzt hatte, versöhnten sie sich ein wenig mit der stolzen Königin. Nun herrschte ja ein Stuart über beide Länder zusammen, nun mußte wohl alles gut werden! Schade war es freilich, daß Jakob I. seiner schönen, liebenswürdigen Mutter so wenig ähnlich gewesen war. Von der Geschichte Karls I. und Cromwells erzählte der Vater nur wenig, da die Ereignisse der damaligen Zeit für so junge Kinder noch unverständlich waren. Aber o! Wie schrecklich böß war es doch von den Engländern, ihren König umzubringen!

Vielleicht hätte der Vater alles genauer erzählt und erklärt, aber sobald der Frühling kam, hatte er gar keine Zeit mehr dazu. Er war zerstreut und aufgereggt und machte gar zu oft Ausflüge nach den Hochlanden, um einige Edelleute zu besuchen, mit denen er seit ein paar Jahren befreundet war. Sie besuchten ihn auch wieder und gefielen Una gar wohl in ihrer malerischen Nationaltracht, mit ihrem frischen, ritterlichen Wesen. Die Mutter aber schien diese Besuche nicht zu lieben. Sie bewirtete die Gäste aufs beste, zog sich aber sobald als möglich von der Tafel zurück und war dann den Tag über still und traurig. Vielleicht kam es daher, daß sie eine Engländerin war.

Wieder einmal gab es düstere Regentage mitten im Sommer. Una und Benjamin spielten im langen Gang mit dem Balle, was jetzt nur noch sehr selten geschah. Der Ball entschlüpfte Unas Hand, flog in weitem Bogen davon und rollte bis an die entfernte, stets verschlossene Thür. O Wunder, heute war sie ein wenig geöffnet! Leise traten die Kinder ein und befanden sich in einer

schmalen, langen Halle, an deren altersgrauen Wänden viele Waffen, ja sogar ganze Rüstungen hingen. Dazwischen war hie und da das verblichene Bild eines Ritters oder einer Edeldame angebracht. Hier fehlte es auch nicht an Staub und Spinnweben; nur in einer Ecke unter dem geöffneten Bogenfenster hatte man eine flüchtige Reinigung vorgenommen, und dort saß Baron Maxwell auf einem Schemel, die Klinge eines Schwertes prüfend.

„Vater!“ rief Una verwundert.

„Was wollt ihr hier?“ fuhr dieser erschrocken auf. „Wie könnt ihr euch unterstehen, hier hereinzukommen?“

„Es ist uns nie verboten worden“, erwiderte die feste Una. „Die Tür war stets verschlossen; heute stand sie offen, und wir traten ein.“

„Ich war wohl ein Jahr lang nicht hier“, sprach Maxwell mehr zu sich selbst als zu den Kindern. „Sie sind zehn Jahre alt; sie müssen es doch bald erfahren. Kommt näher“, fuhr er lauter fort; „seht euch die Waffen an! Alle diese Schwerter, Schilde, Helme und Rüstungen sind von deinen Vorfahren getragen worden, meine Una, stets im Dienste der Stuarts und stets mit Heldenmut. Dieses gute Schwert führte mein Vater vor dreißig Jahren im Kampfe für das Recht des alten Königshauses. Es ist voller Scharten und Rostflecken, bald aber soll es wieder blank und scharf sein.“

„Willst du es dann tragen, Vater?“ fragte Una. „Wozu brauchst du ein Schwert? Es ist ja kein Krieg.“

Der Baron antwortete nicht, sondern betrachtete gedankenvoll die alte Klinge. Endlich sprach er:

„Da ihr einmal hier seid, will ich euch noch etwas von den letzten Stuarts erzählen. Es wird wenig sein; ihr seid noch zu kindisch, um alles zu fassen. Nach Cromwells Tode erhob man Karl II., den Sohn des gemordeten Königs, auf den Thron. Leider besaß er nicht die edle Sinnesart seiner Ahnen, sondern war genußsüchtig und verschwenderisch. Auch sein Nachfolger, Jakob II., sorgte wenig für das Wohl des Landes; er war streng katholisch und suchte das Volk auf alle Weise unter die Herrschaft des Papstes zurückzuführen. Bald brach im ganzen Lande Krieg und Empörung aus, und endlich rief das geängstete Volk den Herzog Wilhelm von Oranien aus den Niederlanden zu Hilfe gegen Jakob und seine Anhänger. Jakob floh nach Frankreich; der englische Thron ward für ledig erklärt, und bald darauf wählte man Wilhelm von Oranien zum König von England und Schottland. Ich gebe zu, daß er mit Weisheit und Milde herrschte, und auch seine Nachfolger machten das Land nicht unglücklich, aber sie sind Fremde, und die Stuarts trauern in der Verbannung! Es war nicht recht, den ganzen, edeln Stamm auszurotten, nur weil etliche Zweige nicht lauter gute Frucht getragen hatten. Das erkannten auch viele treue Herzen in England, Schottland und besonders in den Hochlanden und trachteten danach, das Haus Stuart wieder auf den Thron zu bringen. Diese Leute nannte man Jakobiten. Jakob II. war in Frankreich gestorben, aber am französischen Hofe ward seinem Sohne königliche Ehre zu teil und man nannte ihn Jakob III. Vor dreißig Jahren kam er selbst in froher Hoffnung nach England, wo seine Freunde sich zusammen-

geschart hatten, um im offenen Kampf für sein Recht zu siegen oder zu sterben. Aber ach, als er landete, war das kleine treue Jakobitenheer schon überwunden und er mußte eilig in seinen Zufluchtsort zurückkehren. Die Regierung aber wütete mit Schwert und Kerker gegen die Besiegten. Viele wurden hingerichtet, andere verbannt oder jahrelang gefangen gehalten. Unter den letzteren war dein Großvater, meine Una. Als man ihm endlich die Freiheit schenkte, war seine Kraft gebrochen; krank und elend kehrte er in dieses Haus zurück, alle seine anderen Güter hatte man ihm genommen. Ich war damals noch ein kleiner Knabe, doch erinnere ich mich wohl seines bleichen Antlitzes mit den großen, traurigen Augen. Stundenlang saß ich zu seinen Füßen, während er mir etwa das erzählte, was ich euch im Laufe des letzten Jahres erzählt habe, nur viel lebendiger und feuriger. Endlich starb er im besten Mannesalter, und die Mutter führte ein gar stilles Witwenleben und widmete sich ganz meiner Erziehung. Von Sorge und Kummer eingeschüchtert, suchte sie einen ruhigen, zufriedenen Landebelmann aus mir zu machen, aber es gelang ihr nur halb; die Eindrücke der Kindheit waren allzu stark gewesen. Ich war noch sehr jung, als die arme Mutter starb, und suchte mir nun selbst den Umgang und die Lebensweise, die mir behagte. So, nun wißt ihr, soviel ihr verstehen könnt, und mögt wieder spielen gehn.“

Er wendete sich wieder den Waffen zu; Una aber fragte: „Was ist denn aus Jakob III. geworden, Vater?“

„Er lebt noch, alt und kränklich, am französischen Hofe; aber er hat einen Sohn, Karl Eduard, einen herr-

lichen Prinzen, in dem sich alle glänzenden, liebenswürdigen Eigenschaften seiner Vorfahren vereinigen.“

„Gibt es denn keine Jakobiten mehr, die ihn übers Wasser holen und seinen Vater wieder zum König machen?“

„Kind, Kind! Du sprichst so ruhig aus, was starken Männern schwere Sorgen bereitet. Weißt du nicht, daß man sie wieder hinrichten oder einkerfern würde?“

Una hing traurig den Kopf; plötzlich aber stampfte sie mit dem Fuße und rief:

„Ich bin aber doch eine Jakobitin, und wenn ich ein Mann wäre, würde ich mich nicht fürchten; ich würde den schönen Prinzen holen! Du nicht auch, Benjie?“

„Ich bin ein Hirte“, erwiderte der Knabe; „ich darf meine Herde nicht verlassen.“

„Ach, du bist gar kein Junge“, rief das wilde Ding ärgerlich; „du bist —“

„Halt ein, Una!“ gebot der Vater streng. „Hüte dich, den Knaben zu kränken. Seine stille Treue ist mehr wert, als deine kindische Tollkühnheit.“ —

Unas Gedanken beschäftigten sich in den nächsten Tagen fortwährend mit dem schönen Prinzen, und wes das Herz voll war, des ging der Mund bald über.

„Mutter“, sagte sie, als sie über der mühsamen Näharbeit saß, „wäre es nicht schön, wenn die Jakobiten Prinz Charlie wiederholten?“

Die Edelfrau fuhr erschrocken auf. „Wer hat dir solche Dinge in den Kopf gesetzt?“

„Der Vater! Ich glaube sicher, er ist selbst ein Jakobit; er will es nur nicht sagen. O Mutter, es wäre doch sehr hübsch, wenn die Stuarts wieder regierten.“

Dann würden wir wieder ganz reich; das alte Schloß würde wieder prächtig aufgebaut, du könntest in Sammet und Seide gehen, und Vater bekäme eine Grafenkrone. Ich brauchte dann auch nicht mehr zu nähern; ich dürfte auf einem hübschen Pferdchen reiten und wäre ein feines Edelfräulein.“

Aber die Mutter blieb still, und Tränen tropften auf ihre Arbeit.

„Ach Mutter, weine doch nicht! Sage doch was, mir wird sonst ganz angst!“

„Ja, ich weine, weil mein Töchterchen so sehr verlangt nach der Herrlichkeit der Welt, die doch nicht glücklich macht. Ich weine auch, weil uns allen große Gefahr droht. Wir haben still und friedlich gelebt unter der jetzigen Regierung. Es würde nichts als Unglück daraus entstehen, wenn man versuchen wollte, die Stuarts wieder zu krönen. Es würde auch nicht gelingen, denn nie könnten die Jakobiten der englischen Heeresmacht widerstehen.“

„Aber Mutter, ein kleines Heer kann wohl ein großes besiegen, wenn Gott ihm hilft. Das hast du selbst oft gesagt, als du uns vom Volk Israel erzähltest.“

„Das ist wahr; aber hier würde Gott nicht helfen, denn er sagt in seinem Wort: ‚Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott geordnet. Wer sich wider die Obrigkeit setzet, der widerstreibet Gottes Ordnung.‘ Ach liebes Kind, ich bete täglich inbrünstig, daß Gott deines lieben Vaters Herz lenke, daß er nicht teilnehme an einem tollkühnen,

hoffnungslosen Unternehmen, das wider Gottes Willen strebt. O, tue du es doch auch! Bete um Frieden für dein Vaterhaus und dein Vaterland, und für dich um ein sanfteres Gemüt. Es ist unnatürlich und betrübt mich tief, daß du, ein kleines Mädchen, Aufruhr und Kampf herbeiwünschest. Zerstörung, Blut und Tränen, Furcht und Angst, das sind die Begleiter des Krieges, den du törichtes Kind noch nicht kennst! Nun geh und spiele mit deinen Schwestern; ich möchte allein sein.“

Una küßte die Mutter und ging, aber überzeugt war sie nicht. Sie war von jeher mehr des Vaters Kind gewesen und hatte seine feurige Natur geerbt. Spät am Abend lag sie noch wach in ihrem Bett; wunderjame, glänzende Zukunftsbilder gaukelten vor ihren Augen. Da hörte sie, daß die Eltern im Nebenzimmer lebhaft, wenn auch leise miteinander sprachen. Die Mutter schien den Vater innig um etwas zu bitten. O, Una wußte wohl, was es war. Sollte sie nun zu Gott beten, wie es die Mutter gesagt? Nein, sie konnte es nicht. Sie faltete die Hände und flüsterte: „Lieber Gott, hilf doch den Stuarts wieder auf den Thron und mache alles herrlich und schön! Aber tue es doch rasch, ohne einen bösen Krieg, ohne Blut und Tränen, wovor Mutter sich so fürchtet.“ Indes war alles still geworden und sie schlief bald ein.

Während der nächsten Tage sah sie den Vater wenig, und eines Morgens war er fort. Er hatte die schlafenden Kinder noch geküßt, ohne sie zu wecken. Die Mutter blieb in ihrem Zimmer und hatte die Thür zugeschlossen, und Hanna, die alte Wärterin, die nur noch das Gnadensbrot

im Hause aß, saß im Winkel und weinte zum Herzbrechen. Ach, jetzt kam der Sturm, den sie am Geburtstag ihres Lieblings vorausgesagt. Würde er das gute, alte Haus ganz zerbrechen und all sein stilles Glück wie Spreu verwehen? O, wenn sie nur das nicht noch erleben müßte! Die Schwesterchen spielten und arbeiteten, wie sie gewöhnt waren, Una aber konnte gar nichts tun, sie war allzu aufgeregt. Sie lief im Hause herum, wo es sehr still war, und endlich hinaus in den Park, bis hinab zur Hirtenhütte. Da saß Benjie auf dem Stein vor der Thür, den Kopf in die Hand gestützt.

„Benjie“, rief sie, „warum bist du nicht draußen?“

„Die Schafe sind im Stalle geblieben. Ich bin matt, ich habe die ganze Nacht gewacht.“

„Warum denn?“

„Weil wir für meinen Vater rüsteten; er ist bei Morgengrauen fort in den Krieg.“

„So holen sie also König Jakob wieder!“ rief Una mit leuchtenden Augen. „Freust du dich nicht?“

„Nein, gar nicht“, erwiderte der Knabe traurig, „es wird ein großes, großes Unglück daraus werden.“

„Wie kannst du das wissen?“

„Vater sagte es auch; er nahm Abschied von mir auf immer, denn er fürchtete, daß nur wenige wiederkehren. Und unter den Sprüchen, die Großmutter mir angezeigt hat, ist einer, der heißt: ‚Mein Kind, fürchte den Herrn und den König, und menge dich nicht unter die Aufrührerischen, denn ihr Unfall wird plötzlich entstehen.‘“

„Aber dein Vater hat sich doch darunter gemengt“, wandte Una ein.

„Mein Vater hat nichts zu verantworten; er ist nur dem deinen gefolgt, als er ihn aufrief. Dein Vater ist unser Herr; wir folgen ihm, wohin es auch sei, bis in den Tod! So ist's von alters her gewesen. Die Diener des Hauses sind auch mit, nur der alte Hausmeister und der Gärtner sind geblieben. Auch zwölf Männer des Dorfes sind mit; ganz in der Stille hat sie dein Vater im Gebrauch der Waffen geübt. Gut schießen konnten sie längst. O wie froh bin ich, daß ich noch kein Mann bin!“

„Froh?“ rief Una heftig. „Du solltest dich schämen!“

„Ich wäre ja mitgegangen“, fuhr der Knabe leise fort, „aber mit schwerem, schwerem Herzen, weil ich weiß, daß dieser Krieg nicht recht ist. Ich hasse jeden Krieg! Mein Leben wollt' ich gern hingeben für meinen Herrn; aber Blut vergießen, andern das Leben nehmen, das Gott ihnen gab, das könnte ich nicht.“

„Ich hätte nicht gedacht, daß ein Junge so feige sein könnte“, sagte Una leicht hin.

Da war Benjie wie der Blitz aufgesprungen und hatte sie am Arm gepackt. „Sprich dies Wort nicht noch einmal aus!“ rief er mit bebenden Lippen und brennenden Augen.

„Laß mich los!“ schrie Una erschrocken, „ich bin das Herrenkind; du kannst mir nichts tun!“

„Dir nicht, aber mir!“ erwiderte der Knabe, sie loslassend und matt auf den Stein sinkend. „Ich kann hinauslaufen in die Berge und nie, nie wiederkommen in ein Haus, wo man mich beschimpft!“

Er schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich. Una stand ganz verblüfft; so war er noch nie ge-

wesen! Bald aber kniete sie neben ihm ins Gras und schlang die Arme um seinen Hals, was sie nie mehr tat, seit beide so groß waren, und bat ängstlich:

„Benjie, lieber, guter Benjie, vergib mir doch das böse Wort. Ich will es nie, nie wieder sagen.“

„Es ist alles wieder gut“, sagte der Junge, sich aufraffend. „Mein Herz ist wund durch den Abschied vom Vater, darum tat mir's so weh. Du bist ein Mädchen und kannst nicht wissen, wie dieses Wort einen Knaben kränkt.“

Viel ernster als sie gekommen, ging Una heim. Ihr Gewissen strafte sie, daß sie dem treuen Freund so weh getan und des Vaters Weggang so leicht genommen hatte, während Benjies Herz vom Abschied wund war. Als sie heimkam, waltete die Mutter wieder in dem herrenlosen Hauswesen, denn sie hatte sich im Gebet zu Gott Mut und Kraft geholt. Da aber ihr Kopf heftig schmerzte, ging sie am Nachmittag mit den Kindern in den Park und ruhte im Schatten der Kastanienbäume der breiten Allee, während die kleinen Mädchen im Grase spielten. Da nahten sich vom Parktor her zwei Pferde, die jedoch keineswegs ritterliche Gestalten trugen. Auf dem ersten der mageren Köhlein saß eine ältliche Dame in schlichtem, grauen Reisemantel, dessen Kapuze soweit über Kopf und Gesicht gezogen war, daß nur eine lange, spitze Nase hervorguckte. Ihr Begleiter war ein barsüßiger Bursche, der einen großen Reisefack hinter sich aufgeschnallt hatte.

„Tante Sara! Tante Sara“, riefen die Kinder fröhlich, der Ankommenden entgegeneilend.

„Tante Sara; gerade jetzt!“ sagte die Mutter er-

schrocken, erhob sich aber sogleich, begrüßte die Verwandte aufs freundlichste und geleitete sie zum Hause.

Tante Sara war keine Maxwell, sondern eine entfernte Cousine der Mutter des Barons. Unverheiratet und von bescheidenem Vermögen, lebte sie schon seit vielen Jahren allein in Edinburg. In einem der alten, düstern, hohen Häuser der Stadt hatte sie das fünfte Stockwerk inne, dessen kleine Zimmer sie an Studenten vermietete, die sie auch mit Kost und manchem guten, mütterlichen Rat versorgte. Auch über Baron Arthur hatte sie treulich gewacht, als er in früher Jugend einige Zeit in Edinburg zubrachte, und er bewahrte ihr eine dankbare Zuneigung. Die Kinder hatten sie sehr gern, obgleich sie ein wenig streng war und immer zuerst nach den Fortschritten im Lesen, Lernen und Nähen fragte. Aber in der Dämmerstunde erzählte sie wunderbare Geschichten, sang mit näselnder Stimme alte Balladen und verstand Puppen und Bälle aus bunten Lappen zu machen. Auch buk sie gute kleine Kuchen und Brezeln, die den sehr einfach gewöhnten Kindern vortrefflich schmeckten. Sie pflegte jedes Jahr einmal zu kommen. Ohne sich vorher anzumelden, fuhr sie mit der großen, wackligen Postkutsche bis zu einem ärmlichen Gasthaus, das etwa eine Stunde vom Gute entfernt an der Landstraße lag. Dort nahm sie die beiden Köpfelein des Wirtes in Anspruch und ward vom Stallbuben ans Ziel geleitet. Die Mutter hatte sich bisher stets ihres Besuches gefreut, heute aber erschraf sie aufs höchste darüber, denn wenn es Leute gab, die Tante Sara verabscheute, so waren es die Jakobiten. Sie war der rechtmäßigen Regierung von ganzem Herzen ergeben und kostete

nie von dem Wein, der ihr zu Ehren auf den Tisch kam, ohne das Glas zu erheben und feierlich zu sprechen: „Gott segne König Georg!“

Schon im Hofe begannen die Schwierigkeiten. Als der grauköpfige Hausmeister selbst kam, für die Pferde zu sorgen, fragte die gestrenge Dame: „Wo ist Roderich, der Stallknecht?“

„Er ist nicht daheim“, war die Antwort.

Bald sahen die scharfen Augen, daß etwas nicht in Ordnung war; in Hof und Haus herrschte ungewöhnliche Stille, Mägde taten allerlei Arbeit, die den Knechten zusam. Endlich kam die gefürchtete Frage: „Wo ist Arthur?“

„Ich weiß es nicht sicher. Ich denke, er ist zu einer großen Jagd in die Hochlande gegangen und wird lange ausbleiben.“

Die bleichen Wangen der müden Frau hatten sich bei dieser Antwort hoch geröthet.

„Was für Wild wollen denn die Hochländer jagen?“ fragte Sara weiter. „Rehe, Hirsche oder ein viel edleres?“

„O Tante, weißt du es schon?“ rief die Frau erschrocken.

„Ich weiß nur, daß man neue jakobitische Umtriebe fürchtet. Ich weiß aber auch, daß Arthur vor kurzem in Edinburg war, ohne mich zu besuchen, und in verdächtiger Gesellschaft gesehen worden ist. Darum machte ich mich auf, um selbst zu forschen, wie es hier steht, und ihn zu warnen, ehe es zu spät ist.“

„Es ist leider zu spät; er ist bei Tagesanbruch fort mit zwanzig Männern; sie versammeln sich unter dem Vorwand einer großen Jagd.“

„Warum hieltest du ihn nicht zurück, Kind? Weißt du nicht, daß sein Leben und euer aller Glück auf dem Spiele steht?“

„Ich weiß es nur zu wohl, habe ihn auch angefleht, zurückzubleiben, aber ganz umsonst. Schon längst wußte ich, daß er im stillen dem Hause Stuart zugetan ist, aber das sind ja viele wackere Männer, die doch nie daran denken, zu den Waffen zu greifen. Erst seit er mit zwei hochländischen Edelleuten Freundschaft geschlossen hat, ward er unruhig und unzufrieden.“

„O diese Hochländer!“ rief Tante Sara. „Sie sind immer bereit, Schaden anzurichten und stecken voll von Kampflust und abenteuerlichen Plänen. Du hättest nie dulden sollen, daß Arthur mit ihnen verkehrte.“

„Ach, liebe Tante, du sprichst, als sei Arthur ein Knabe, den ich nach meinem Willen leiten kann. Ein tatkräftiger, feuriger Mann läßt sich nicht zurückhalten von einem Unternehmen, das einen edlen Schein hat, ihn begeistert und von Jugend auf der Gegenstand seiner kühnsten Träume war. Aber ich verzage noch nicht. Ich hoffe, daß diese Zusammenkunft der Jakobiten harmlos verlaufen wird, wie so manche frühere. Sie werden große Pläne machen, nach Herzenslust schwärmen von künftiger Herrlichkeit, und dann doch einsehen, daß es ihrer geringen Zahl unmöglich sein würde, gegen die Heeresmacht Englands zu kämpfen.“

„Nun, Gott gebe, daß du recht behältst; da die Hochländer im Spiele sind, fürchte ich das Schlimmste.“

Leider behielt Frau Maxwell nicht recht. Schon am nächsten Sonntag wartete man vergebens auf das Läuten

des Glöckleins der kleinen Kirche. Es hieß, der Pfarrer sei bei Nacht und Nebel nach England geflohen aus Furcht vor Krieg und Kriegsgeschrei, das ihm ein Greuel war. Einige Tage später war der Hausmeister nach einem entfernten großen Landgut geritten und brachte die Nachricht mit, ein englisches Regiment sei auf dem Wege nach Norden und habe bereits die schottische Grenze überschritten.

Als Tante Sara dies hörte, saß sie lange in Gedanken versunken und ihre immer fleißigen Hände ruhten müßig im Schoß. Endlich begann sie sehr entschieden:

„Ich werde euch alle mit nach Edinburg nehmen. Zwei meiner Zimmer stehen leer, die sollt ihr haben. Hier dürft ihr nicht bleiben, denn bald werden englische Truppen die Güter der Jakobiten besetzen; Plünderung, vielleicht gar Mißhandlung droht euch, und ihr seid fast ohne männlichen Schutz. Schnell, Margaret“, schloß sie, der Mutter freundlich übers blonde Haar streichend, „pack alles zusammen, was dir und den Kindern wert ist, und laß euren alten Wagen instand setzen. Morgen in aller Frühe reisen wir.“

„Du bist sehr, sehr gut, liebe Sara“, erwiderte Frau Maxwell zögernd, „ich bin dir so dankbar für deine Liebe, aber ich kann nicht fort. Ich muß Arthurs Besitztum zu schützen suchen und darf es nicht eher verlassen, als bis man mich daraus vertreibt.“

Alles Zureden war vergeblich, die treue Frau blieb bei ihrem Entschluß. „Auch die Feinde haben Herz und Gewissen“, sagte sie, „sie werden eine schutzlose Frau und junge Kinder milde behandeln, und schonender mit unserm Eigentum umgehen, als wenn sie das Haus verlassen finden.“

„So gib mir wenigstens Una mit. Arthur sprach oft davon, sie auf einige Jahre zu mir zu schicken, damit sie endlich lerne, was einem Fräulein wohl ansteht. Sie ist ein halber Junge und wird vollends verwildern in der unruhigen Zeit.“

Una hatte bisher nur geschwiegen, weil es damals noch nicht Sitte war, daß sich Kinder ungefragt ins Gespräch der Erwachsenen mischten. Jetzt hielt sie sich nicht länger.

„Nein, nein, ich bleibe hier! Bitte, Mutter, schicke mich nicht fort. Ich will auch dabei sein, wenn Vater siegreich heimkehrt. Vielleicht bringt er den schönen Prinzen mit; o, das wäre herrlich!“

„Was?“ rief die alte Dame empört. „Ist des Kindes Herz schon vergiftet mit aufrührerischen Ideen? Könnteft du das auch nicht verhindern, Margaret?“

„Durfte ich dem Vater wehren, mit seiner Tochter zu sprechen?“ entgegnete die Mutter.

„Hüte dich, Margaret! Du bist nahe daran, dich auch verführen zu lassen. Und doch jammerst du mich mit den armen Kindern, die nicht wissen, was sie reden. Ich frage euch noch einmal: Wollt ihr mit mir kommen? Schlagt ihr es jetzt ab, so bleibt euch später meine Tür verschlossen. Ich halte euch dann alle für Jakobiten, mit denen ich keine Gemeinschaft habe.“

„Ich kann nicht“, seufzte die Mutter. „O, Gott weiß es, ich kann nicht!“

„Und ich will nicht“, rief Una, „ja, ich bin eine Jakobitin, und ich bin stolz darauf!“

Tante Sara erwiderte kein Wort; sie ging in ihr

Zimmer und schlug die Thür sehr vernehmlich zu. Am andern Morgen ganz frühe reiste sie ab, schwer beleidigt, ohne ein freundliches Wort. Bitterlich weinend sah Frau Margaret ihr nach.

#### 4. Der Feldzug.

Die Hochländer, die Tante Sara so sehr verabscheute, waren ein eigentümliches Volk, das von alten Zeiten her die wildromantische, schwer zugängliche Gebirgsgegend im nördlichen Schottland bewohnte. Sie waren in viele Stämme geteilt, deren jeder ein Oberhaupt hatte, das mit patriarchalischer Gewalt in seinem Kreise herrschte. Diese ritterlichen Häuptlinge waren edlen Geschlechts und wohnten in burgartigen, schmucklosen Gebäuden, während sich ihre Untertanen mit oft sehr ärmlichen Hütten begnügten. Für häusliche Behaglichkeit und Arbeit hatten sie wenig Sinn. Sie jagten in den Wäldern, weideten ihre Herden, fischten in den zahlreichen Bergseen und waren stets bereit, wenn das Stammeshaupt zum Kampfe aufrief. An Ursache zu blutigen Fehden zwischen den einzelnen Stämmen fehlte es selten, denn nach alter Sitte meinte man jede Beleidigung mit dem Schwerte rächen zu müssen. Abgehärtet von Kindheit auf, flüchtigen Fußes wie der schnelle Hirsch, geübt im Schießen, Fechten und Ringkampf waren alle, aber von geistiger Bildung wußten sie wenig. Nur die Edelleute ließen ihren Kindern gern im Ausland eine gute Erziehung geben;kehrten diese aber zurück, so begrüßten sie mit Jubel das rauhe Heimatland und sehnten sich nie zurück nach der behaglicheren Lebensweise in der Fremde.

Ein Hauptcharakterzug der Hochländer war die Treue, darum hingen ihre Herzen auch noch fest an dem alten Königsgeſchlechte der Stuarts, und nur gezwungen hatten ſie ſich der fremden Regierung gefügt. Jetzt aber waren ſie entſchloſſen, noch einen Verſuch zur Wiedererhebung Jakobs zu wagen und hatten einander gelobt, alle inneren Streitigkeiten fallen zu laſſen und Gut und Blut für dies eine große Ziel zu wagen. Nur ſehr wenige waren ſich bewußt, daß ſie damit unrecht taten und großes Unheil anrichteten; die meiſten glaubten, das Land aufs höchſte zu beglücken. Da ſie alle der römischen Kirche angehörten, ward ihnen der Verkehr mit dem katholiſchen Frankreich ſehr erleichtert, denn Priester und Mönche trugen gern Botſchaften zwiſchen den Stuarts und ihren Anhängern hin und wieder.

Ganz in der Stille hatten die Edelleute die ſtreitbaren Männer ihres Stammes für den offenen Kampf eingeübt und ſo gut als möglich, freilich zum Theil nur notdürftig, bewaffnet. Eine Anzahl Getreuer aus dem niederen Schottland, darunter auch Baron Maxwell, war zu ihnen geſtoßen, und endlich landete Prinz Karl Eduard ſelbſt mit wenigen Begleitern in einem nördlichen Haſen. Er ward von der abenteuerluſtigen Schar mit Jubel empfangen; man fiel ihm zu Füßen, man küßte ſeine Hände und erwies ihm königliche Ehre. Schön von Angeſicht, wohlgeſtaltet, leutselig und reichbegabt, war er wohl geeignet, ſchlichte Gemüter zu begeistern. In der maleriſchen Tracht der Hochländer ſtellte er ſich an die Spitze ſeines kleinen Heeres, bereit, alle Mühsale des Feldzuges mit ihm zu teilen. Dem unwiſſenden Volke, das noch nie eine

große, wohlgeordnete Kriegsmacht gesehen, erschien das höchstens viertausend Mann zählende Heer fast unüberwindlich; daß aber auch die zum Theil hochgebildeten Anführer hofften, England damit zu erobern, ist kaum begreiflich. Reiterei befand sich nur sehr wenig unter dieser tollkühnen Schar, und die einzige Kanone, die man besaß, ward von einigen Ponies gezogen. So schnell und geräuschlos rückte man nach Süden vor, daß man die Stadt Edinburg erreichte, ehe die Engländer es sich versahen. Die Tore der Stadt wurden dem Prinzen geöffnet, an die Eroberung des stark befestigten, auf einem Felsen gelegenen Kastells war freilich nicht zu denken. Eine kurze Zeit lang war es dem Prinzen vergönnt, seine treuen Anhänger im alten Schloß Holyrood zu bewirten und mit ihnen von künftigen glücklichen Tagen zu schwärmen. Bald aber kam die Nachricht, daß ein englisches Heer im Anzug sei, und bei dem Städtchen Preston, nicht weit von Edinburg, kam es zu einem heißen Gefecht, das mit einem glänzenden Sieg der Jakobiten endete, der der unbegrenzten Begeisterung und großen Gewandtheit der Hochländer zu verdanken war. Unbeschreiblich groß war der Jubel und Triumph der kleinen Schar, die sich nun wirklich für unbesiegbar hielt. Inzwischen war es Spätherbst geworden; aber Novemberstürme, Schnee, Regen und bodenlose Wege hinderten den Prinzen nicht, rasch und fest bis nach England vorzudringen. Hie und da schlossen sich kleine Scharen von Jakobiten dem Heere an, doch weit weniger, als man erwartet hatte, da die Engländer klüger und vorsichtiger waren als die kühnen Bergbewohner. Vielleicht war diese Enttäuschung die Ursache, daß der Prinz plötzlich

den Befehl zum Rückzug gab. Es hieß, der Herzog von Cumberland nahe mit großer Heeresmacht, der man unmöglich widerstehen könne. Höchst ungeru fügen sich die Hochländer diesem Befehl, aber willig oder mürrisch, zurück ging's jedenfalls. Bei Nacht und Nebel kam es zu einem blutigen Kampf bei dem Dorfe Clifton; manch tapferer Streiter verlor sein Leben und eine große Anzahl Jakobiten ward gefangen genommen.

Durch schnellen Eintritt des Winters wurden die Engländer sehr in ihrem Vordringen gehindert, während das Heer des Prinzen allem Wetter trotzte. Es sammelte sich wieder und errang bei Falkirk noch einmal einen ruhmvollen Sieg, dann aber wich der Stern des Glückes plötzlich von ihm. Hart bedrängt von den Engländern, die jetzt fast das ganze Land besetzten, verbrachten die Jakobiten einen angstvollen, unruhigen Winter im hohen Norden, bis endlich die Schlacht bei Culloden allen ihren Hoffnungen ein schreckliches Ende bereitete. Das tapfere, kleine Heer ward so vollständig besiegt, daß alles, was nicht tot auf dem Schlachtfelde blieb oder gefangen fortgeschleppt wurde, in wilder Flucht auseinanderstob und sich in den Schlupfwinkeln des Gebirges zerstreute. Auch der jugendmutige Prinz irrte flüchtig umher; ein hoher Preis war dem versprochen, der ihn gefangen ausliefern würde. In allerhand Verkleidungen, in Hunger, Durst und Elend durchwanderte er das Land, das seine Ahnen einst so stolz beherrscht hatten. In Höhlen und Klüften, bei armen Hirten auf den Bergen und rauhen Fischern am Strande suchte er Zuflucht, bis es ihm endlich gelang, nach Frankreich zu entkommen.

Während aller dieser Ereignisse hatte Frau Margaret mit ihren Kindern ein gar stilles, eintöniges Leben geführt. In der ersten Zeit, als man von dem schnellen Vordringen und dem Siege der Jakobiten hörte, kannte Unas Uebermut keine Grenzen; als aber das Glück sich wandte und der Mutter Angesicht immer bleicher und sorgenvoller wurde, ward sie stiller und fügsamer. Benjie hatte einsam in seiner Hütte gewohnt und seinen Hirtendienst mit großer Treue verrichtet. Als aber die Botschaft kam, daß sein lieber Vater bei Clifton gefallen sei, verließ ihn der Mannesmut; er kam bitterlich weinend zur Schloßfrau und bat sie, den Winter über im Hause bleiben zu dürfen, was ihm gern gewährt wurde. Bald faßte er sich und fiel niemand zur Last mit seiner Trauer, hatte aber von nun an keine Freude mehr an kindischem Spiel. Alle Zeit, die ihm seine Arbeit übrig ließ, verwandte er dazu, im Hause zu dienen, wo er nur konnte, oder in den Büchern zu lesen, die Frau Margaret ihm ließ.

Als der Winter sich zu Ende neigte, trat ein Ereignis ein, das selbst in diese schwere traurige Zeit einen Freudenschein warf: den drei Schwestern ward ein Brüdlein geboren. Die alte Hanna konnte es nicht mehr in die Arme nehmen, sie war wenige Wochen vorher sanft entschlafen. Wohl nezte die Mutter die Stirn des schönen, kräftigen Knäbleins mit heißen Tränen, weil es der Vater nicht sehen konnte, dennoch drückte sie die Gottesgabe auch oft mit inniger Freude ans Herz. Gern hätte sie es bald zur Taufe gebracht, da aber der Weg zur nächsten Kirche viele Meilen weit und mit hohem Schnee bedeckt war, taufte der alte, fromme Hausmeister das Kindlein selbst

und gab ihm den Namen Arthur. Mit gefalteten Händen standen Benjie und die drei Schwestern dabei und hofften in ihrer kindlichen Freude, es werde nun um des Brüderchens willen eine bessere Zeit kommen. Aber die Not sollte erst recht beginnen. Schon lange hatte man nichts mehr von Baron Maxwell gehört, da die englischen Truppen weder Briefe noch Boten durchließen. Lebte er wohl noch? Würde er jemals den langersehnten Sohn umarmen können? Der Kleine war etwa vier Wochen alt, als eines Tages eine Abteilung englischer Soldaten ins Parktor einrückte, um im Namen der Regierung von dem Gute des Rebellen Arthur Maxwell Besitz zu ergreifen.

Der Offizier war ein wackerer Mann, der der Edelfrau mit Ehrerbietung begegnete und sie bat, ruhig im Hause zu bleiben, bis nach Beendigung des Krieges das letzte Urtheil gefällt würde. Es sei ja immer noch möglich, daß König Georg Gnade für Recht ergehen lassen werde. Als er durch den Hausmeister erfuhr, daß Frau Margaret eine Engländerin sei und die jakobitische Gesinnung ihres Gemahls nicht theile, ward er noch milder gestimmt und hielt seine Soldaten lange Zeit in guter Zucht. Dennoch war es schwer genug für die treue Frau, nun sehen zu müssen, wie Fremde mit ihrem Eigenthum schalteten, wie es ihnen beliebte.

Während des Winters hatte sie die Kinder von allem Verkehr mit den Soldaten fern gehalten; als aber der Frühling kam und Gras und Blumen zu sprossen anfangen, war das nicht mehr durchzuführen, denn die Kleinen verlangten hinaus ins Freie. Edith und Liliäs waren zufrieden, wenn sie im abgeschlossenen Blumengärtchen

spielen, das Brüderchen in einem kleinen Wagen umherfahren oder in Begleitung der Mutter durch den Park gehen durften; sie fürchteten sich vor den fremden Männern, die des Vaters Gut weggenommen hatten, und wichen ihnen aus, soviel sie konnten. In Una aber, die sich den Winter hindurch gut betragen und fleißig gelernt hatte, schien der Frühling neues Leben zu wecken. Sie sehnte sich, wieder in Wald und Feld umherzustreifen und fand es unerträglich, daß es ihr nicht erlaubt ward. Da hatte es Benjie besser; er zog an jedem schönen Tage mit seinen Schafen aus, ohne daß es ihm jemand wehrte. Ach, die Herde war schon sehr zusammengeschmolzen; ein fettes Tier nach dem andern forderten ihm die Rotröcke ab (so nannten die Schotten die englischen Soldaten wegen ihrer roten Uniform) und verzehrten es erstaunlich schnell. Ohne Widerstreben lieferte er ihnen die Schlachtopfer aus, bewies sich auch höflich und dienstfertig gegen sie, aber mit ihnen zu scherzen, ja auch nur ein unnötiges Wort mit ihnen zu reden, das fiel ihm nicht ein. Sie waren die Feinde des geliebten Herrn, das vergaß er nie. Stolz, erhobenen Hauptes, eine traurige Weise auf seinem Dudelsack pfeifend, schritt er durch ihre Reihen, wenn sie ums Parktor standen, während er am Morgen auszog.

Lange hatte man vergebens auf Nachricht von dem kleinen Heer des Prinzen gewartet, als endlich die Kunde von der entscheidenden Schlacht bei Culloden kam. Schonend überbrachte sie der Offizier der Schloßfrau, diese aber faltete die Hände und sprach leise:

„Es mußte so kommen; ich habe nichts anderes erwartet. Wissen Sie etwas von meinem Gemahl, so sagen

Sie mir's ohne Umschweife; ich bin auf das Schlimmste gefaßt."

"Er ist nicht unter den Gefallenen", erwiderte der Offizier, „auch nicht unter denen, die in Gefangenschaft gerieten. Sie dürfen also hoffen, daß er lebt und die Flucht ergriffen hat. Da man aber den flüchtigen Edelleuten überall nachstellen wird, wünsche ich um Ihretwillen, daß er sich freiwillig ergäbe und um Gnade flehte. König Georg ist kein grausamer Herrscher."

„Aber die Gesetze sind grausam“, seufzte Frau Margaret, „und ich fürchte, man wird sie in aller Schärfe walten lassen.“

Ach, es war nur allzu wahr. In der festen Stadt Carlisle, wohin man die gefangenen Jakobiten gebracht hatte, ward strenges Gericht gehalten, und während der nächsten Wochen flossen Ströme edlen Blutes unter dem Beil des Henkers. Die Namen der Gerichteten, deren Häupter man zur Warnung über den Stadttore aufsteckte, wurden im ganzen Lande bekannt gemacht, aber Baron Arthur war nicht darunter. In der schrecklichen Ungewißheit über sein Schicksal verlor Frau Margaret nach und nach die Fassung, die sie bisher bewahrt. Ach, es war zu schwer, sich den geliebten Gemahl, den Vater ihrer Kinder, heimatlos und schutzlos zu denken, in steter Gefahr, ergriffen und zum schrecklichen Tode geführt zu werden! Wenn sie sich zur einfachen Mahlzeit niedersetzte, sah sie ihn im Geiste hungernd und dürstend umherirren, und kein Bissen wollte ihr schmecken. Wenn sie sich ermüdet niederlegte, fiel ihr schwer aufs Herz, daß er vielleicht einen Stein zum Kopfkissen habe auf wilder Heide

oder in düsterer Klust. Dann neigte sie ihr Lager mit bitteren Tränen und der erquickende Schlaf floh ihre matten Augen.

Die kleinen Mädchen theilten ihre Sorge, soweit dies Kindern möglich ist, vergaßen aber doch immer wieder allen Kummer über harmlosem Spiel. Nur Una war eine Zeitlang wirklich unglücklich. Schon die Niederlage der Jakobiten, deren stolze Hoffnungen sie geteilt, war ihr sehr zu Herzen gegangen; nun aber beschäftigte sich ihre lebhafteste Einbildungskraft Tag und Nacht mit den Gefahren, die dem so sehr geliebten Vater drohten. Dennoch ward ihr zuweilen die Trauer unerträglich; dann stürmte sie hinaus in den Park, um in lebhaftester Bewegung ihr Leid zu vergessen. Mitten im Laufen und Springen fiel ihr wieder des Vaters Schicksal ein, und sie setzte sich ins Gras, um sich auszuweinen. So fand sie eines Tages der Offizier und fragte freundlich nach ihrem Kummer.

„Um den Vater weine ich“, erwiderte sie trozig, „dem ihr bösen Engländer sein Gut genommen habt und ihn zuletzt noch tot machen werdet. Ich weiß es wohl.“

„Ich denke nicht, daß es so schlimm werden wird, kleines Fräulein“, tröstete der Offizier. „Man hat schon viele der flüchtigen Edelleute aufgefunden, und die Nachforschungen hören allmählich auf. Man vermutet, daß es den übrigen, auch deinem Vater, gelungen ist, nach Frankreich zu entkommen, noch ehe wir alle Häfen besetzen konnten.“

„Ist es hübsch in Frankreich?“ fragte Una.

„Sehr schön; viel milder und freundlicher als hier.“

„Darf er dann nie wieder heim?“

„Solange er ein Jakobit bleibt, nicht. Aber er kann euch nachkommen lassen; niemand wird ihn daran hindern.“

Das war ein starker Trost für Una; sie erfaßte ihn begierig und eilte, ihn der Mutter mitzuteilen. Leider wollte diese wenig davon wissen. „Verbannung ist für einen treuen Schotten ebenso bitter wie der Tod“, jagte sie traurig; „auch glaube ich nicht, daß er sein Vaterland verlassen hat, ohne uns auf irgend eine Weise Nachricht davon zu geben.“

Benjie stimmte ihr darin vollkommen bei. Una aber meinte, die beiden sähen alles gar zu traurig an, und zog es vor, sich das Leben in Frankreich so heiter als möglich auszumalen. König Jakob war dort und auch der Prinz, da mußte es doch schön und herrlich sein. Wenn sie nur der Vater bald nachkommen ließe! Es war gar zu trübe und langweilig im Hause, niemand war mehr lustig als die englischen Soldaten.

Bisher war sie stolz an ihnen vorübergegangen, nun aber konnte sie sich's nicht mehr versagen, zuweilen zuzuhören, wenn sie drollige Lieder sangen oder komische Geschichten erzählten. Auch die Waffenübungen, die sie täglich hielten, boten etwas Abwechslung in dem eintönigen Leben. Leider waren einige unnütze Burschen darunter, denen es Spaß machte, das lebhafteste Kind zu necken und zu ärgern; sie gab spitzige Antworten und spielte ihnen wieder manch kleinen Schabernack. Die Mutter wußte nichts davon, Benjie aber bemerkte es eines Tages mit tiefer Entrüstung.

„O Una“, sagte er mit Tränen in den Augen, „wie kannst du mit denen scherzen, die deinen Vater binden oder gar niederschließen würden, wenn sie ihn anträfen?“

„Du hast gut reden“, verteidigte sich Una; „wenn du so drinstecken müßtest wie ich, würdest du auch Lust suchen, wo sie zu finden ist.“

Der Knabe schüttelte den Kopf und sah sie so tieftraurig an, daß es ihr zu Herzen ging und sie sich seitdem mehr zurückhielt.

Ach, der arme Benjie hatte ja keinen Vater mehr, er war ganz allein in der Welt und verlangte nimmer nach Lust und Scherz. Nur wenn man lieb und freundlich zu ihm war, das tat ihm so wohl. Darum begleitete ihn Una nun jeden Morgen bis über die erste Wiese vor dem Parktor; das hatte die Mutter erlaubt.

---

### 5. Benjies Geheimnis.

Kinder sind scharfe Beobachter; darum entging es auch Una nicht, daß die Mutter nicht mehr gar so traurig war, seit sie eines Abends lange allein mit Benjie gesprochen hatte. Nun, vielleicht hatte er sie getröstet durch gute Sprüchlein aus seinem Buch, in dem er fleißig las und sich viel, viel besser zurecht fand als Una. Er selbst ging seit einigen Tagen auch nicht mehr ganz so matt und still einher. Es war neues Leben in ihn gekommen, und er spielte sogar eines Morgens ein munteres Liedchen auf seinem Dudelsack. Das gab Una Mut zu einer Bitte, die ihr schon längst am Herzen lag.

„Benjie“, sagte sie, „gehst du nicht bald an den See? Das Gras muß dort schon längst hoch und fett sein.“

Benjie antwortete nicht.

„Wenn du hingehst“, fuhr sie fort, „so nimm mich doch einmal mit; ich möchte so sehr, sehr gern hin, weil ich so oft mit dem Vater dort war. Wenn du die Mutter bittefst, erlaubt sie's gewiß.“

Benjie war ganz blaß geworden; was fehlte ihm nur? Endlich sagte er fest und leise:

„Das kann nicht sein, Una; du darfst nicht in Wald und Feld umherschweifen, solange die Engländer da sind.“

„Warum denn nicht? Du gehst alle Tage hinaus und bist nicht älter als ich.“

„Ich bin ein Hirte. Mein Beruf ist es, heute hierhin, morgen dorthin zu ziehen. Niemand fällt es ein, mir nachzufolgen. Ich bitte dich, liebste Una, schlage es dir ganz aus dem Sinn! Denke nicht an den See und sprich nicht von ihm; wir sind nie sicher vor Lauschern.“

„Ich werde mich hüten, das Geheimnis der Maxwell's zu verraten“, erwiderte Una; „aber hier im offenen Feld, wo niemand nahe ist, darf ich getrost davon reden.“

„Tue es nicht, mir zuliebe!“ bat Benjie, sich ängstlich umsehend. „Und nun kehre um, wir sind am Wiesenrand. O Una, sei doch der Mutter eine gute, gehorsame Tochter und füge dich in die trübe Zeit. Vielleicht schickt Gott doch noch bessere Tage.“

Damit trieb er seine Herde dem Walde zu und verschwand darin. Una lief eine Strecke zurück und blieb auf einem kleinen Hügel nahe am Parktor stehen, um noch einmal die Landschaft zu überblicken, als ihre scharfen

Augen sahen, daß Benjie an einer andern Stelle den Wald wieder verlassen hatte und nun eine ganz entgegengesetzte Richtung einschlug, die Richtung nach dem See. Warum hatte er ihr nicht gesagt, daß er hinging? Er behandelte sie wirklich manchmal wie ein kleines Kind; das wollte sie sich durchaus nicht gefallen lassen.

Am Vormittag mußte sie im Zimmer der Mutter lernen und arbeiten, am Nachmittag aber gelang es ihr zu entweichen und ihren bösen Vorfaß auszuführen. Sie wollte nun doch an den See, um Benjie zu zeigen, daß sie daselbe Recht habe wie er; dann aber wollte sie nie mehr davon sprechen, damit er sähe, daß sie ein Geheimnis bewahren könne. „Er wird sich doch freuen, wenn ich komme“, dachte sie, „wenn er auch erst ein wenig schilt; es ist gar so einsam da oben.“ Um die Wache am Parktor zu täuschen, pflückte sie erst eine Schürze voll Blumen auf der Wiese, und kam unbemerkt in den Wald. O weh, da lagen unter einem Eichbaum sechs Soldaten behaglich ausgestreckt. Sie spielten mit Karten und Würfeln und tranken dazu aus ihren Branntweinflaschen. Gern wäre Una unbemerkt vorübergekommen, aber einer der Männer, namens Bill, der sie am meisten neckte, hatte sie schon bemerkt.

„Hallo, kleine Hexe“, rief er, „wohin willst du?“

„Geht dich nichts an, Rotrod!“ rief sie zurück, zeigte aber doch die gefüllte Schürze und lief zur Wiese zurück.

„Wegen dem geb' ich's schon lange nicht auf“, dachte sie, duckte sich ein Weilschen ins hohe Gras und lief, als alles still blieb, in weitem Bogen wieder dem Walde zu.

Ganz wohl war ihr nicht bei der Sache, doch wußte sie selbst nicht recht, was für Gefahr dabei sein sollte.

Zuweilen blieb sie stehen, spähte ringsumher und horchte; es zeigte sich aber kein lebendes Wesen als etwa ein Reh oder ein Häschen. Der Pfad hatte längst aufgehört, aber sie kannte die Richtung, sprang munter über die Heide und erreichte endlich das Gebüsch, das die Felspalte verdeckte. Nach kurzem Suchen fand sie sie und schlüpfte hindurch. Es war doch etwas schauerlich, so ganz allein in der düstern Schlucht zwischen den hohen, feuchten Felswänden, und sie atmete fröhlich auf, als sie ans Sonnenlicht heraustrat. See und Wiese lagen friedlich vor ihr; links weideten die Schafe unterm Schutz des zottigen Hirtenhundes Buskar, nach der andern Seite zu lag der Steinring mit der Hütte. Dort mußte Benjie wohl sein, da er sonst nirgends zu sehen war; vielleicht hielt er gar einen langen Mittagschlaf. Was für Augen würde er machen, wenn sie ihn weckte! Leise ging sie durchs hohe Gras und guckte über die niedrige Mauer. Aber was sah sie wohl drinnen? Einen Augenblick blieb sie regungslos stehen und stürzte dann mit dem Rufe: „Vater! Mein lieber Vater!“ dem Eingang des Ringes zu. Eine hohe Männergestalt mit verbundenem Kopf eilte ihr entgegen und hob sie mit lautem Freudenruf zu sich empor. Lange hielten sie einander umfaßt, dann zog er sie zu sich nieder auf eine alte wollene Decke, die unter einem Busche außerhalb des Ringes ausgebreitet lag.

„Mein Liebling, meine treue, kleine Gefährtin, wie froh bin ich, dich wiederzusehen! Aber du wagtest viel, allein hier heraufzukommen“, fügte er ernst hinzu.

Sie errötete und schlug die Augen nieder. Sprechen konnte sie nicht; die Erregung war allzu groß. Zärtlich schmiegte sie sich an den Vater und streichelte seine mageren, durchfurchten Wangen; ach, er hatte sich sehr verändert! Endlich fragte sie leise: „Wo ist Benjie?“

„Zur Felsenquelle gegangen; das eiskalte Wasser tut meinem Kopf so wohl.“

„Du bist verwundet, armer Vater?“

„Ja, es waren drei schwere Säbelhiebe. Zwei sind geheilt unter der Hand eines alten halbwildten Schäfers im hohen Norden, in dessen Hütte ich lange lag, bis er Rotröcke in der Nähe witterte. Dann irrte ich umher wie ein gehegtes Wild, und immer stärker ward die Sehnsucht, das Haus meiner Väter noch einmal zu sehen und den Schein des Nachtlämpchens aus der Kammer, wo ihr schließt, meine armen Kinder. Vor einer Woche kam ich mitten in der Nacht dem Hofe so nahe, daß ich den Ruf der Wachen: ‚Alles ist still‘, dicht vor mir hörte. Dann stieg ich hier hinauf, denn ich war krank und matt und hoffte, daß Benjie bald kommen würde, da das Gras hoch stand. Zwei Tage lag ich in der Hütte ohne einen Bissen Brot, dann kam der brave Junge und erschraf nicht wenig, als ich leise seinen Namen rief. O wie wohl tat mir seine Pflege, seine stille Treue! Kräftige Heilkräuter legte er auf meine Wunde, die Mutter schickte mir durch ihn gute Speise und etwas Wein, auch einige reine Kleidungsstücke, nach denen mich sehr verlangte. Mit viel List und steter Gefahr seines Lebens versorgte er mich, denn es gilt für ein schweres Verbrechen, einem Jakobiten zu helfen.“

„Und mir sagte er nicht einmal, daß du hier bist“, klagte Uua.

„Ach Kind, dein kleines, schwaches Herz durfte nicht beschwert werden durch ein so verhängnisvolles Geheimnis.“

„Benjie ist nicht älter als ich.“

„Aber verschwiegener und stärker“, erwiderte der Vater.

„Sieh, da kommt er mit gefülltem Krüge.“

O wie erschrak der Knabe, als er das Kind erblickte!

„Ach Uua, was hast du getan! Denkt nur, Herr, was geschehen könnte, wenn jemand ihrer Spur gefolgt wäre?“

„Schilt sie nicht, nur jetzt nicht“, bat der Baron; „gönne uns dies kurze Weisammensein. Wer wird einem spielenden Kinde nachfolgen durch Wald und Feld?“

Einen Augenblick dachte Uua an die Soldaten unter der Eiche; aber das war so weit weg gewesen, und sie wußte ja ganz genau, daß ihr niemand gefolgt sei.

Indes hatte Benjie die Binde von des Vaters Kopf entfernt und erneuerte den kalten Umschlag. Da hörte man Buskar heftig bellen; der Knabe band schnell das Tuch fest, eilte dem Klange nach und sah, daß der Hund den Ausgang der Schlucht knurrend umkreiste. „Buskar, hierher! Sei ruhig!“ rief der Knabe; aber der Hund kam nur einige Schritte näher, um immer wieder zur Schlucht zurückzulaufen. Nun folgte ihm Benjie und verschwand in der Schlucht, kam aber sehr bald wieder hervor-gesprungen, atemlos und totenbleich.

„Fliehet, Herr, fliehet!“ rief er. „Die Rotröcke kommen! Es muß einer hier oben gewesen sein; ich sah ihn noch die Schlucht hinunterlaufen. Er wird andere holen, die irgendwo lauern.“

„War er bewaffnet?“ rief Maywell aufspringend.

„Ich glaube nicht, konnte aber wenig erkennen; er war schon weit unten.“

Una war vom Schreck halb gelähmt und konnte sich nicht erheben. „Es muß Bill gewesen sein“, jammerte sie; „er wird die fünf holen, die unter der großen Eiche tranken und spielten. Er rief mich an, und ich stellte mich, als wollte ich heimgehen. Nun ist er mir doch gefolgt, und ich habe ihn gar nicht gesehen! O, was soll ich tun?“

Niemand hörte auf ihr Klagen. „Fliehet, Herr!“ drängte Benjie. „Nicht hinunter, da könntet Ihr ihnen in die Hände laufen. Rechts von der Quelle ist ein Ort, wo man den Felsen ersteigen kann. Ich hab's versucht; Ihr könnt es auch, aber kein Rotrock wird's wagen. Nur schnell; jede Minute ist kostbar!“

Noch zögerte der Mann. Ach, wieder fliehen, wieder gejagt werden dem Hirsche gleich! Warum nicht lieber sterben? Aber ach, der Tod, der ihm drohte, wenn man ihn jetzt ergriff, war allzu schrecklich. Er beugte sich über sein Kind, küßte es und flüsterte: „Grüße die Mutter, Kleine, und sei ihr von nun an ganz gehorsam! Küsse Klein-Arthur und die Schwestern! Betet alle für mich!“

Benjie war zur Hütte gelaufen und kam zurück mit Brot und der Korbflasche voll Wein. „Steckt es zu Euch, Herr, und folgt mir.“ Er sprang davon zur andern Seite des Sees, wo die Felsenquelle hoch herabrieselte; Maywell eilte ihm nach. Auch Una raffte sich auf, um zu folgen, aber sie zitterte am ganzen Körper und sah nicht auf den Weg, sondern nur auf die teure, fliehende

Gestalt. Noch war sie nicht weit gekommen, als ihr Fuß an einer Baumwurzel hängen blieb und sie heftig zu Boden stürzte. Jeder Versuch, sich zu erheben, war vergeblich und so schmerzhaft, daß sie still liegen bleiben mußte. Indessen erklimm der Flüchtling die steile Felswand, die jeder Bewohner des flachen Landes für unersteigbar halten mußte. Plötzlich hielt er inne, den Fuß auf einen schmalen Vorsprung gestützt.

„Folge mir, Benjie!“ rief er dem untenstehenden Knaben zu; „fliehe mit mir! Sie werden dich mißhandeln, wenn sie mich nicht finden. Dem Kinde werden sie kein Haar krümmen!“

„Nimmer verlasse ich Una!“ rief Benjie zurück, „und auch nicht meine Schafe. Euch würde ich nur eine Last sein. Vorwärts, Herr, ich höre Buskar bellen!“

Angstvoll jah er empor, denn das letzte Stück war das gefahrvollste. Endlich, endlich war der kühne Kletterer verschwunden, und hatte, wie Benjie wohl wußte, eine Felsenwildnis erreicht, wohin ihm sobald niemand folgen konnte.

Buskars Bellen schallte dumpf von der Schlucht herüber, er mochte wohl hinunter gelaufen sein. Aber ganz plötzlich verstummte es. „Mein treues Tier!“ seufzte Benjie; sie werden's erstochen haben. Nun werden sie gleich da sein.“ Er faltete die Hände und befahl sich Gott, dann eilte er zurück zu Una, die vor Schmerz wimmernd im Grase lag. „Dein Vater ist geborgen, Una“, sagte er sanft, indem er den Fuß untersuchte. Da er stark angeschwollen war, löste er Unas Schürzchen, tauchte es ins Wasser des Sees, der nur drei Schritte entfernt war, und kühlte die schmerzende Stelle immer von neuem.

„Una“, sprach er mit großem Ernst, „deines Vaters Feinde werden gleich hier sein. Ich werde mit ihnen sprechen; du aber wirst schweigen. Du wirst mir diesmal gehorchen, obgleich du das Herrentkind bist.“

„Ja Benjie, gewiß! O hätt' ich dir gefolgt!“ seufzte das arme Kind.

Und nun waren sie da. Der Knabe konnte sie sehen, wenn er den Kopf ein wenig hob, und blieb doch verdeckt durch einen Busch. Es war der böse Bill und vier andere; der fünfte mochte wohl zum Offizier gelaufen sein, den guten Fang zu melden. Flinten hatten sie nicht, aber zwei liefen mit gespannten Pistolen dem Ringe zu, die andern folgten; Bill vorsichtig zuletzt. Nun konnte man sie nicht mehr sehen. Wie mochten sie die Hütte durchstöbern, die aufgehäuften Streu, das gesammelte Reisholz! „Alles leer! Hast du uns genarrt, Bill?“ hörte man sie rufen. Bald kamen sie wieder zum Vorschein, spähten ringsumher und entdeckten sogleich die Kinder. Wie der Wind rannten sie herbei; Una schrie vor Angst laut auf; der Knabe aber trat ihnen ruhig entgegen. „Rührt das Kind nicht an!“ rief er schon von weitem. „Es ist ganz unschuldig und schwer verletzt.“ Schon hatten sie ihn gepackt und zerrten ihn weg von seinem Schützling.

„Wo ist der Hochverräter?“ schrien sie. „Wo hast du ihn versteckt?“

„Wo sollt' ich ihn verstecken? Sucht ihn selbst! Die Hütte habt ihr durchstöbert, sonst gibt es keinen Schlupfwinkel hier; die Schlucht, durch die ihr heraufkamt, ist der einzige Ausgang.“

Nun liefen sie umher, starrten an den glatten Fels-

wänden empor und krochen hinter jeden Busch; es war alles umsonst. Und doch behauptete Bill fest und steif, den Flüchtling gesehen zu haben. Grimmig stürzten sie sich nun auf den armen Jungen, schlugen ihn mit Fäusten, stießen ihn herum und drohten ihm zuletzt mit dem Tode, wenn er nicht gleich sage, wo der Verräter sei. „Du hast ihm zur Flucht verholfen“, schrien sie, „es kann nicht anders sein.“ Aber Benjie schwieg. Er wußte wohl, wie wertvoll jede Minute für seinen Herrn sei, im Fall sich doch ein geübter Bergsteiger unter den Soldaten befände.

Una duldete indessen unsägliche Qual. O, was hatte sie angerichtet? Den Vater in die Flucht gejagt, den treuen Freund dem Tode preisgegeben. Denn jetzt zog Bill einen Strick hervor und rief:

„Hängt den Burschen auf! 's ist Verräterbrut! Es hat mich schon immer verdrossen, daß der Bettelbub den Kopf so hoch trug; wir wollen ihn noch mehr erhöhen! Sag' dein Sprüchel, Junge, mit dir ist's aus!“

„Ich bin bereit zu sterben“, sagte Benjamin fest; „aber dann rühmt euch auch in ganz England, ihr Helden, daß ihr einen wehrlosen Knaben ermordet habt, weil er seinem Herrn treu war. Wahrlich, es wird euch zur Ehre gereichen!“

Aber es half ihm nichts, sie zerrten ihn hin zum nächsten knorrigen Baum. Una hatte sich indessen halb aufgerichtet und rang die Händchen in Todesangst. Jetzt aber stieß sie einen Schrei aus, der rings von den Felsen widerhallte, und gleich darauf sah man den Offizier mit mehreren vollständig bewaffneten Soldaten herbeieilen. Im Nu verschwand der Strick in Bills Tasche. Sobald

Benjie sich frei fühlte, glitt er bei Una nieder und erneuerte den kühlenden Umschlag, als sei nichts geschehen.

„Wo ist der Gefangene?“ rief der Offizier.

„Es gibt keinen!“ war die Antwort. „Wir fanden nur die Kinder. Er ist geflohen oder verschwunden oder verhehrt, oder Bill hat uns genarrt. Der Bube ist störrig und spricht kein Wort.“

„Habt ihr alles durchsucht?“

„Alles! Ringsum ist's glatt wie gemauert.“

„Bill, tritt vor und berichte schnell und kurz“, gebot der Offizier.

„Wir lagen unter der großen Eiche im Walde, als die kleine Heze dort vorbeilief. Ich schlenderte ihr nach aus Langeweile, um sie ein wenig zu necken. Sie huschte hierhin und dorthin und sah sich so oft ängstlich um, daß ich neugierig wurde. 's war nicht schwer, ihr zu folgen, immer vom Wald gedeckt. Endlich lief sie spornstreichs übers Heideland und war in dem schmalen Streifen Unterholz verschwunden, das die steile Felswand verdeckt. Leise lief ich nach; sie war weg, als sei sie in den Fels gekrochen. Aber an den vielen wilden Rosenbüschen, die es dort gibt, hingen Flöckchen von Schafwolle; da merkt' ich, daß der Junge nicht weit sein konnte und sie ihn besuchen wollte. Plötzlich hörten die Flöckchen auf, aber am Boden lag ein ganzer Haufen Feldblumen, den das Mädcl in der Schürze gehabt hatte. Wo mochte es stecken? Na, ich suchte nicht lange, da fand ich den verborgenen Eingang zur Schlucht. Vorsichtig stieg ich empor und sah noch das helle Kleid des Kindes weiter oben schimmern. Auf Händen und Füßen kroch ich ans Tageslicht und versteckte

mich hinter dem nächsten Busch. Da sah ich deutlich, wie ein Mann aus dem Steinring sprang und das Kind an seinen Hals flog. Ich hörte es rufen: „Vater, lieber Vater!“ Bald kam auch der Junge und nannt' ihn Herr. Schon wollt' ich mich auf ihn stürzen, als mir einfiel, daß vielleicht noch mehrere seiner Art hier oben versteckt sein könnten. Ich hatte keine Waffen außer meinem Messer; darum zog ich's vor, leise wieder zu entschlüpfen, um Hilfe zu holen. Leider bemerkte mich der Hund und fing an zu bellen. Weiter weiß ich nichts, Herr.

„Sämmerlicher Feigling!“ rief der Offizier. „So nahe warst du ihm und liehest ihn entrinnen! Du wirst schlechten Lohn empfangen. Komm her, Junge“, wandte er sich zu Benjie. „Sahest du diesen Glenden entweichen?“

„Ja, ich sah ihn die Schlucht hinablaufen.“

„Und was tatest du dann? Im Namen des Königs befehl' ich dir: Sprich die Wahrheit.“

„Euch antworte ich, denn Ihr habt ein Recht zu fragen. Ich half meinem lieben Herrn zur Flucht. Ich will Euch sogar den Ort zeigen, wo er die Felswand erklimmte.“ Er ging voran; die Soldaten drängten ihm nach. „Hier stieg er empor; folgt ihm, wenn Ihr könnt.“

Der Offizier, ein gewandter, mutiger Mann, versuchte es zuerst und kam fast bis zur halben Höhe des Felsens, als er's plötzlich aufgeben mußte und nur mit Mühe den sicheren Boden wieder erreichte. Von den Soldaten hatten nur noch wenige Lust zu dem Wagnis und keinem gelang es. Es waren Bauernsöhne aus dem flachen Lande, des Kletterns ganz ungewohnt. „Es ist umsonst, noch hier herumzustehen“, sagte der Offizier nachdenklich, „es ist gar

nichts zu machen. Geht zurück zum Hofe und laßt mich allein mit dem Jungen. Macht schnell eine Bahre von Baumzweigen für das Kind und tragt es vorsichtig heim. Wehe dem, der es auch nur mit einem Wort beleidigt.“ Unlustig und murrend gehorchten die Männer.

Nun faßte der Offizier den Knaben hart an und fragte: „Weißt du nicht, daß jedem schwere Strafe droht, der einen flüchtigen Jakobiten herbergt, speist oder ihm weiter hilft? Wie lange hieltest du ihn hier verborgen?“

„Vor acht Tagen fand ich ihn in der Hütte, todesmatt, hungrig, mit kaum geheilten Wunden. Ich herbergte ihn nicht, denn die Hütte ist sein Eigentum; ich speiste ihn nicht, denn jeder Bissen, den ich ihm brachte, gehörte ihm.“

„Aber du verhehltest seinen Aufenthalt!“

„Es hat mich ja niemand danach gefragt! Sollte ich den, dessen Brot ich von klein auf gegessen, der mir ein guter Herr, ja sogar ein Vater und Lehrer war, freiwillig verraten? Nimmermehr hätt' ich's getan, selbst wenn er mich hart behandelt hätte. Mein Vater ist gefallen in dem Kampfe, dessen schlimmen Ausgang er wohl vorausjah; so bin auch ich bereit, für meinen Herrn zu sterben.“

„So war dein Vater kein Jakobit?“ fragte der Offizier.

„Nein! Er lehrte auch mich von Herzen sprechen: ‚Gott segne König Georg!‘ Aber unser Geschlecht hat den Maxwells gedient seit Jahrhunderten, und wir teilen ihr Schicksal, sei es Tod oder Leben.“

Der Offizier schwieg eine Weile, dann sprach er viel freundlicher: „Ihr Nordländer seid ein seltsames Volk. Ich kann dir nicht zürnen, Junge. Wärsst du ein Mann, müßtest du sterben ohne Barmherzigkeit, aber auf Kinder mag ich die Schärfe des Gesetzes nicht ausdehnen. Nun sage mir noch eins. Weißt du einen Weg dort hinauf, und vertraute dir dein Herr an, wohin er seine Schritte lenken würde? Ich weiß, du wirst mir die Wahrheit sagen.“

„Gewiß“; erwiderte Benjie. „Der Weg zu dem Felsenland da oben führt in weitem Bogen durch schwer zugängliche Pässe und Schluchten. Stunden sind nötig, dahin zu gelangen, wohin mein Herr in wenig Minuten emporflomm. Wohin er sich gewendet hat, weiß ich nicht; begehre es auch nicht zu wissen. Weit weg ist er nun gewiß, denn sein Fuß ist flink und geübt. Er kennt Weg und Steg, Höhlen und Klüfte von Kind auf, ist auch wohlbekannt mit den einsamen Hirten im wilden Hochland, wo es nicht an Schlupfwinkeln fehlt.“

„So komm; es nützt nichts, hier zu verweilen. Du bist mein Gefangener, denn die Soldaten würden dich mißhandeln, wohl gar töten, wenn ich dich frei umhergehen ließe.“

„Was tat ich ihnen?“ fragte Benjie.

„Törichtes Kind; du brachtest sie um die Ehre, einen Rebellenanführer gefangen zu haben, und um die reiche Belohnung, die sie unter sich zu teilen hofften.“

„Erlaubt Ihr, daß ich meine Schafe eintreibe?“

„So tue es zum letztenmal; deines Hirtendienstes bist du ledig.“

Die harten Schläge der rohen Männer hatten Benjie keine Träne entlockt, als er aber seine liebe Herde zum letztenmal vor sich hertrieb, als er mitten in der Schlucht den toten Körper des treuen Buskar liegen sah, da weinte er bitterlich.

## 6. In Edinburg.

Drei Tage waren vergangen. Schwüle Stille lag über Schloß und Park. Die Kinder spielten nicht mehr im Freien, das wenige Gesinde schlich ängstlich umher, auch die Soldaten hörte man nicht mehr lachen und scherzen. In Gruppen standen sie zusammen, führten unzufriedene Reden und machten drohende Gebärden. Benjie war in seinem Kämmerchen eingeschlossen, der Offizier verwahrte selbst den Schlüssel. Den Schafen aber hatte man den sonst so wohlgepflegten Rasen des Parkes preisgegeben, wo sie behaglich die fetten Halme und die Blätter der Biersträucher abfraßen, aber oft genug durch Steinwürfe der erbitterten Kotröcke geängstigt wurden.

Im verdunkelten Zimmer lag Una auf dem Krankenbett. Ihr verrenkter Fuß machte viel Schmerzen, dazu hatte Angst und Aufregung ein Fieber verursacht. Aber viel weher als der Fuß und der brennende Kopf tat das arme, kleine Herz, das sich seiner Schuld wohl bewußt war. Tag und Nacht ward sie von der guten Mutter sorgfältig gepflegt, aber doch anders als sonst. Kühlerer Trank ward ihr gereicht, linde Salbe auf den Fuß gestrichen, aber einen Ruß, eine Liebfosung erhielt sie nicht

und wagte auch nicht darum zu bitten. O wie unsäglich traurig sah die arme Mutter aus, viel trauriger als je, und daran war Una schuld! Bisher war sie zu matt gewesen, um viel zu denken und zu sprechen, hatte sogar in Fieberhize stundenlang halbbewußtlos gelegen. Heute aber blickte sie wieder klarer um sich und bemerkte, daß die Mutter Schränke und Kästen öffnete, allerlei herausnahm und zusammenpakte. Zwei volle Reisejücke hatte der Hausmeister schon herausgetragen. Edith und Lillas saßen in ihrem Spielwinkel und ordneten immer von neuem ihre kleinen Schätze in ein Körbchen.

„Was tust du, liebe Mutter?“ wagte Una endlich zu fragen.

„Ich packe ein, was wir am nötigsten brauchen, da wir morgen in aller Frühe das Haus verlassen müssen.“

„O Mutter, Mutter! Unser liebes, altes Haus willst du verlassen?“

„Ich muß. Du hast es soweit gebracht durch' dein ungestümes, eigenwilliges Handeln. Die Soldaten sind aufs höchste erbittert über des lieben Vaters Flucht und Benjies unerschütterliche Treue. Sie verlangen nun stürmisch die Erlaubnis zur Plünderung des Schlosses, da die meisten eingezogenen Güter schon dies Schicksal gehabt haben. Uns schützte bisher nur der edle Sinn des Offiziers; jetzt kann er uns nicht mehr helfen.“

Damit verließ sie das Zimmer; Una aber verbarg das Gesicht in die Kissen und jammerte laut. Das konnte die kleine Lillas nicht ertragen.

„O Una, weine doch nicht so!“ rief sie, die Schwester lieblosend. „Wir fahren ja morgen in unserer alten

Kutsche zu Tante Sara; die bäckt uns Kuchen und macht unsern Puppen neue Kleider.“

„Das tröstet Una jetzt nicht, Kleine“, sprach die verständige Edith. „Aber Gott wird den lieben Vater gewiß behüten und uns alle wieder zusammenführen; vielleicht schon auf Erden, aber ganz gewiß im Himmel. Mutter sagt, wir sollen nur recht fleißig darum beten.“

„Das läßt euch auch der liebe Vater jagen“, schluchzte Una, „und er schickt jedem einen Kuß.“ Sie umschlang die Schwesterchen und küßte sie unter vielen Tränen. „D, bringt mir auch Arthur her“, bat sie, „nach ihm fragte er besonders. Du darfst ihn ja tragen, Edith.“

Vorsichtig hob Edith das blühende, lachende Knäblein aus der Wiege und legte es in Unas Arme, die es zärtlich an sich drückte. „Ein Kuß vom Vater“, flüsterte sie, „vom armen, lieben Vater, den ich hinweggetrieben habe.“

Leise war Frau Margaret eingetreten, und der Anblick der lieblichen Gruppe rührte ihr Herz. „Meine Kinder“, rief sie. „Meine Schätze, die mir Gott noch gelassen hat! Arme, kleine Una, weine nicht mehr so bitter; ich will dir von Herzen vergeben, denn du bist genug gestraft.“ Sie setzte sich auf den Bettrand und schlang den Arm um das franke Kind; Klein-Arthur aber lachte laut, als freue er sich des Sieges der Mutterliebe.

„Ja, Una“, sagte Frau Margaret, „ich zürnte dir ernstlich, wie noch nie zuvor. Ach, ich war so froh, den Vater nahe zu wissen, gepflegt von Benjie und imstande, mit mir zu verkehren. Täglich trug der treue Junge einige Zeilen von meiner Hand, in seinem Gewande verborgen, zu ihm hinauf und brachte mir die Antwort

zurück. Stärkende Speise, auch etwas reine Kleidung konnte ich ihm senden. Wir planten sogar ein Wiedersehen! In einer dunkeln Nacht wollte ich durchs hintere Gartenpförtchen ins Freie schlüpfen, den Vater im Walde treffen und unter Benjies und Buskars Schutz noch einmal seine Hand drücken und seine traute Stimme hören. Ach, ich sehnte mich so sehr danach!"

"O Mutter, ich hab' dich darum gebracht", klagte Una; „Benjie ist gefangen und der treue Buskar ist tot.“

„Wer weiß, ob unser Plan gelungen wäre; er war immerhin sehr gefährlich. Das schlimmste ist, daß die Hoffnung auf des Vaters Begnadigung nun immer mehr schwindet. Man wird ihm die Kühnheit, sein Gebiet zu betreten und sich so lange dort zu verbergen, wohl schwer anrechnen. Seine einzige Rettung bleibt nun die Flucht nach Frankreich, die ihm so sehr zuwider ist. O Kind, so traurige Folgen hat dein Uebermut und Ungehorsam. Du wolltest wohl nur Benjie necken, und brachtest so viel Herzeleid über uns alle. Vergiß es nie wieder, aber verzage auch nicht. Gott kann auch das zum Guten lenken, was uns nur böse scheint.“

„O Mutter, ich will von nun an ganz gehorsam sein und alles geduldig leiden; hab' mich nur wieder lieb! Aber ist's wahr, gehen wir nach Edinburg? Sagte nicht Tante Sara damals, sie würde uns nie aufnehmen! Und es ist weit nach Edinburg; nach Perth ist's viel näher. Hat nicht Vater dort viele Freunde?“

„Es sind lauter Jakobiten, die selbst in Bedrängnis leben“, erwiderte die Mutter; „zu ihnen gehe ich nicht. Tante Sara ist unsere einzige Verwandte, dazu eine fluge

Frau, wohl imstande, uns zu schützen und zu beraten. Auch ist sie eine Christin, die Gottes Wort lieb hat; darum hoffe ich, daß ihr Zorn längst veriraucht ist."

"Aber was wird aus Benjie?" fragte Uua ängstlich.

"Er begleitet uns. Im letzten Augenblick wird der Offizier ihn zu uns herausführen. O Uua, halte den Knaben wert wie einen Bruder; er verdient es wohl."

"Ja Mutter, ich weiß! Er ist besser als ich; klüger, stärker und treuer!"

Wieder waren drei Tage vergangen. Tante Sara saß fleißig nährend in ihrem tadellos sauberen Stübchen. Am offenen Fenster schmetterte zwischen duftenden Blumenstöcken ein Kanarienvogel; das Geräusch der Straße drang nur gedämpft zu der luftigen Höhe. Das Zimmer war sehr nett eingerichtet; die alten Möbel waren blank poliert, im Glasschrank glänzte das bunte Teegeschirr, auf einem Wandbrett standen einige Bücher, darunter lag auf einem schön geschnitzten Tischchen eine in blauen Sammet gebundene Bibel. Tante Sara gebrauchte sie fleißig und bemühte sich aufrichtig, den Lehren des heiligen Buches zu folgen. Nur wenn diese mit ihrem Starrsinn, den sie „festen Charakter“ nannte, in Widerspruch traten, ward ihr das zuweilen recht schwer. Still sinnend und emsig arbeitend saß sie da, als es leise an die Tür klopfte. Auf ihren Ruf trat ein schlanker, blasser Knabe ins Zimmer, einen Brief in der Hand. Höflich grüßend blieb er von ferne stehen. Sara rückte die Brille zurecht und betrachtete ihn verwundert.

"Ist das nicht der Schäfer Benjamin?" fragte sie endlich, die Stirn in strenge Falten ziehend.

„Ich bin es“, erwiderte der Knabe, „ich bring' Euch diesen Brief meiner Herrin. Sie erwartet im Gasthaus zum „Wilden Hochländer“ sehnſüchtig Euren Beſcheid.“

Sara nahm den Brief und begann zu leſen. Er war ſehr lang, denn Frau Margaret hatte in der letzten Nachtherberge ihr ganzes, beſchwertes Herz darin ausgeſchüttet. Hoffnungsvoll beobachtete Benjie die ſcharfen Züge der Leſenden. Sie ſchien doch ergriffen zu ſein, denn es zuckte in ihrem Geſicht, und Tränen traten ihr in die Augen. Plötzlich aber wiſchte ſie ſie unwillig weg, faltete das Papier zuſammen und ſprach mit großem Nachdruck:

„Sage deiner Herrin, ich ſei nun bald ſechzig Jahre alt und habe noch nie mein Wort gebrochen. Was ich einmal geſagt habe, dabei bleibt es. Hätte ſie mir gefolgt, ſäße ſie jezt mit den Kindern in ſicherer Hut. Hätte ſie mir damals nur das wilde Mädchen mitgegeben, ſo wäre das letzte Unglück nicht geſchehen. Jezt bleibt ihr meine Thür verſchloſſen.“

„O Miß Sara“, bat der Knabe, „die Herrin iſt ſo müde von der langen Reiſe, die arme Una iſt krank und kann nicht gehen, ſelbſt Klein-Arthur iſt unwohl und weint ſo viel. Erbarmen Sie ſich der Heimatloſen!“

„Es gibt genug heimliche Jakobiten in Edinburg. Zu denen mag ſie gehen.“

„Nein, Miß Sara; die edle Frau mag nicht mit ſolchen verkehren, die Herrn Arthur irre geführt und Unglück über ſein ganzes Haus gebracht haben.“

„Und doch entſchuldigte ſie ihn; wollte kaum dulden, daß ich ſeine Torheit tadelte! Noch in dieſem Brief be-

jammert sie ihn, als sei er ein unschuldig Verfolgter. Wie reimt sich das?"

„O Miß Sara, verstehen Sie das nicht? Sie liebt ihn! Er ist ihr das Teuerste auf der Welt, was sie von niemand antasten läßt. Ich fühle das so lebhaft mit ihr!"

„Du, ein elender Hirtenjunge?"

„Auch Hirten haben warme Herzen. Ich kann nimmer ertragen, wenn man Una schilt, mag sie es noch so sehr verdienen. Wir sind ja an einem Tag geboren.“

„Kindereien!" rief Sara verächtlich. „Wirst du nun gehen, Junge, und meinen Auftrag ausrichten?"

„Ich kann nicht! Nimmer glaube ich, daß Sie so hartherzig sind.“

„Ich sage dir, geh! Es ist mein letztes Wort.“

„Sie hoffte so sicher bei Ihnen Schutz zu finden und Trost in ihrer Verlassenheit. Sie bedarf es so sehr. O bedenken Sie, wenn das Schrecklichste geschähe; wenn Baron Arthur gefangen und verurteilt würde!"

„So mag er sein Urteil tragen. Es steht geschrieben: ‚Wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen.‘“

Benjie war einige Schritte zurückgewichen und sah die Bibel auf dem Tischchen liegen. Einen Augenblick sann er nach, dann legte er die Hand auf das Buch und sagte leise: „Ja, Miß Sara, aber auch Ihr Urteil steht darin geschrieben.“

„Mein Urteil!" rief die Dame entrüstet; „was fällt dir ein, Bube?"

Benjie aber hatte schnell das Buch aufgeschlagen und las mit lauter, feierlicher Stimme: „Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich nicht gespeist; ich bin durstig ge-

wesen und ihr habt mich nicht getränkt; ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich nicht beherbergt. Wahrlich, ich sage euch: Was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan. Und sie werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben!“

Mit blihenden Augen und erhobener Hand blieb der Knabe noch einen Augenblick stehen, dann wandte er sich um und ging still hinaus. Starr vor Staunen hatte Sara zugehört; sie wollte auffahren und den Knaben hart anfassen, aber sie konnte nicht. Seine Worte waren ihr wie ein Pfeil durchs Herz gegangen. Mit fest zusammengepreßten Händen saß sie noch eine Weile, dann sprang sie plötzlich auf, öffnete die Küchentür und rief: „Jenny, schüre das Feuer, setz den Teekessel auf, hole einen großen Krug Milch und Weißbrot; hier ist Geld! Deffne auch die Fenster in den leeren Zimmern; wir bekommen Gäste!“ Dann warf sie ein Tuch über und eilte dem Jungen nach, der sich mühsam den langen, dunkeln Gang entlang getastet hatte und nun traurig und zögernd die steilen Treppen hinabstieg.

„Benjamin, mein Sohn! Höre doch! Höre!“ rief sie ihm nach. „Bringe die Armen hierher; sie sind willkommen! Willkommen als die geringsten Brüder unseres Herrn!“

Benjie hatte sich umgewandt, flog die Stufen empor, ihr entgegen, faßte ihre Hand, küßte sie und rief: „Gott segne Sie, Miß Sara! Gott segne Sie tausendmal!“ Dann war er verschwunden. —

So weich und liebevoll hatten die Kinder Tante Sara noch nie gesehen, als diesen Abend, da sie sich nach der

traurigen Reise an ihrem Tische labten. Una durfte sogar auf dem buntgeblühten Kanapee liegen, das sonst ängstlich vor jeder Berührung von Kinderhand gehütet ward. Es waren nur zwei sehr kleine Stübchen, die man den Gästen einräumen konnte, und Benjie mußte noch höher hinaufsteigen in ein winziges Dachkammerlein, wo allerlei Gerümpel aufbewahrt ward. Als die müden Kinder in den sauberen Betten sanft eingeschlafen waren, erzählte Frau Margaret der Tante von den Ereignissen der letzten Zeit und dankte ihr nochmals mit heißen Tränen für die gastliche Aufnahme. Sara aber wies jeden Dank von sich. „Es ist nur Benjamins Verdienst“, sprach sie, „er ist ein wunderbares Kind!“ Mehr sagte sie nicht, und Frau Margaret forschte nicht weiter, da auch der Knabe kein Wort von seinem harten Kampf geäußert hatte.

Obgleich die Heimatlosen herzlich dankbar waren für die sichere Zufluchtsstätte, erwachte doch die Sorge um den geliebten Vater sehr bald wieder in den Herzen der Mutter und der älteren Kinder. Ach, wo mochte er jetzt umherirren durch Sonnenglut und Nachtkühle, in Gewittersturm und Gebirgsnebel? Oder saß er vielleicht schon gefangen hinter festen Mauern, dem grausamen Urtheil hoffnungslos entgegensehend? Dieser Gedanke quälte besonders die arme kleine Una, deren lebensfrischem, freiheitsliebenden Herzen nichts furchtbarer schien als Gefangenschaft. Ihre Genesung machte nur langsame Fortschritte, und als sie nach drei Wochen wieder aufstehen und umhergehen konnte, waren ihre rosigten Wangen gebleicht, und ihr fröhlicher Mut schien ganz gebrochen. Mit Wehmut dachte

die gute Mutter daran, wieviel schneller ihr Kind sich erholen würde in der stärkenden Landluft der lieben Heimat. Wie mochte wohl jetzt das traute, alte Schloß aussehen, der blühende Garten, der schattige Park? Ob sie dies alles wohl jemals wiedersehen würden? Wohl kaum! Ach, noch immer drangen durch geschwätige Hausbewohner schreckliche Nachrichten zu den Ohren der kleinen Familie. Noch immer ruhte das Schwert des Henkers nicht; ein Todesurteil nach dem andern wurde an den gefangenen Aufrührern vollzogen. Verbannung aus dem Vaterlande wurde als große Gunst angesehen, und das war wohl das Mildeste, was Arthur Maxwell zu erwarten hatte, wenn man ihn ergriff.

Tante Sara wußte, daß nächst des Gebetes die Arbeit das beste Mittel gegen traurige Gedanken und trübe Ahnungen ist, darum ließ sie es gern geschehen, daß ihre Gäste tüchtig mit zugriffen in dem jetzt so sehr vergrößerten Haushalt. Es war ja auch nötig, denn die muntere Jenny, Saras einzige Magd, konnte unmöglich für alle sorgen. Edith war ihr bald eine geschickte Gehilfin, und Una, die noch recht schwach war, pflegte und unterhielt die beiden Kleinsten mit einer Geduld und Ausdauer, die ihr bisher niemand zugetraut hatte. Benjie, dem Tante Sara gleich in den ersten Tagen einen hübschen dunkeln Anzug verschafft hatte, da sein wollener Schäferkittel gar nicht für Edinburg paßte, ward angestellt, die vier Studenten zu bedienen, die vier Stübchen längs des dunkeln Ganges bewohnten. So schnell fand er sich in diese ungewohnte Arbeit, daß ihn die jungen Männer bald lieb gewannen, ihm kleine Geschenke machten und Bücher zu

lesen gaben, die seinem Verständnis angemessen waren. Der älteste von ihnen erkannte bald die ungewöhnlichen Geistesgaben des armen Jungen und fing an, ihn ein wenig zu unterrichten. Trotz vieler Geschäfte fand Benjie doch an jedem schönen Abend Zeit, den kleinen Arthur hinunter in den weiten Hofraum zu tragen, damit er dort etwas frische Luft schöpfe. Lillas kletterte mühsam hinterdrein die steilen Treppen hinab. Von drei Seiten war der Hof von hohen, altersgrauen Häusern eingeschlossen, die vierte aber ward nur von einer Mauer begrenzt, hinter der sich einer der vielen steilen Felsen erhob, die die alte Stadt Edinburg umgeben. Aus den Spalten der kahlen Felswand wuchs hie und da ein grüner Strauch empor, etliche rote Disteln und weiße Sternblumen sproßten aus der dünnen Erdschicht, hie und da zwitscherte sogar ein Vöglein in den Zweigen. Diesem Felsen gegenüber saßen die Kinder oft auf einem Bänkchen, blickten zum blauen Himmel empor und träumten sich in die Heimat zurück. Sonst war es freilich nicht sehr schön im Hofe; es war schmutzig und unruhig. Kinder schrien und lärmten, Handwerker hämmerten, Frauen und Mädchen schwatzen über ihren Waschfässern, und Hausierer boten ihre Waren aus. —

Vier Wochen mochten etwa vergangen sein, seit man das Schloß verlassen mußte. Una war zum erstenmal mit Mutter und Tante zu dem Abendgottesdienst gegangen, der jeden Mittwoch in einer nahen Kirche gehalten ward. Edith half Jenny bei einer häuslichen Arbeit, Benjie hatte die beiden Kleinen in den Hof gebracht. Da viele Hausbewohner auch in der Kirche waren, ging es ungewöhnlich still zu, nur einige Knaben vergnügten sich mit Ballspiel.

Da kam ein Scherenschleifer mit seinem Rad auf dem Rücken gebückt zum Tore herein. Es war ein hochgewachsener Mann, aber seine Gestalt so abgemagert, daß ihm die vielfach zerrissenen, bestaubten Kleider schlotterten, um das braungebrannte Gesicht hing ein langer, struppiger Bart, und unter der Mütze quollen dunkle, ungepflegte Locken hervor, reichlich mit grau vermischt. Die Wangen waren eingefallen, die glänzenden Augen von tiefen, dunkeln Rändern umgeben. In der Mitte des Hofes stellte er sein Rad auf, ließ es schwirren und sang dazu mit etwas zitternder Stimme:

„Schnurre, Mädchen, dreh' dich munter!  
 Kommt, ihr Mädchen, flink herunter!  
 Scheren bringt und Messerlein,  
 Alles schleif' ich scharf und fein.  
 Schwirr' und surre,  
 Klirr' und schnurre!  
 Mein Mädchen ist flink,  
 Ein lustiges Ding.  
 Nur laßt mich nicht warten, ich hab' keine Zeit,  
 Muß heute noch wandern, so weit, ach, so weit!“

Schon waren an den Fenstern Frauen- und Mädchenköpfe erschienen, und bald kamen etliche Mägde und Kinder mit stumpfen Scheren und Messern herbeigeeilt. Neugierig umstanden sie das schnurrende Rad und hörten den Liedern zu, die der arme Mann zu seiner Arbeit sang. Die Erwachsenen wurden zuerst befriedigt, die Kinder hatten ja Zeit zu warten und blieben zuletzt allein noch übrig. Auch Edith war heruntergekommen mit Tante Saras großer Schere, die des Schleifens sehr bedürftig war. Als der Mann das feine, blonde Mägdlein erblickte,

beugte er sich tief über sein Rad, zog die Mütze noch weiter in die Stirn und hörte auf zu singen. Nun trat auch Benjie herzu mit Klein-Arthur auf den Armen. Die Augen des Mannes und des Knaben begegneten sich, ein Beben durchflog Benjies Gestalt, fest drückte er das Kind an sein hochklopfendes Herz; er wußte nun, wer der arme Scherenschleifer war! Nach wenig Minuten fand er seine Fassung wieder, und als das Mädchen von neuem schnurrte, begleitete er es mit Gesang:

„Sie kamen zu uns in dunkler Nacht,  
 Sie haben den Ritter umgebracht.  
 Die Diener sind alle in Angst entfloh'n,  
 Ich blieb allein mit dem jungen Sohn.“

Bei den letzten Worten hatte er das lächelnde Kind in die Höhe gehoben. Einen langen, sehnsüchtigen Blick warf der Schleifer zu ihm hinüber, dann sang er viel kräftiger als bisher:

„Der Ritter, der Ritter ist nimmer tot;  
 Er ist entronnen der großen Not,  
 Und Mut und Hoffnung verläßt ihn nicht,  
 Ob die Burg auch brennt und das Schwert zerbricht!“

Nun jauchzte und zappelte das Knäblein vor Freude über das schnurrende Rad, der Schleifer aber lachte ihm zu, ergriff mit seiner großen, braunen Hand eins der kleinen Händchen und küßte es. Die fremden Kinder wunderten sich nicht darüber, auch sie liebten ja Klein-Arthur so gern. Nun schnurrte das Rad wieder und Benjie sang dazu:

„Das Meer ist groß und das Meer ist weit,  
 Und drüben liegt goldene Herrlichkeit.“

Schon winkt dir der Schiffer, o steige doch ein!  
Dort wirst du in Frieden und sicher sein.“

Sogleich antwortete der Mann:

„O lieber im Vaterland bittere Not,  
Als dort überm Meere der Fürsten Brot.  
O lieber im Vaterland Bettlerleid,  
Als drüben die goldene Herrlichkeit!“

Tante Saras Schere war nun geschliffen, Edith legte schüchtern das Geld in die Hand des Mannes und eilte wieder hinauf an ihre Arbeit. Nun standen nur noch einige Kinder umher, mit deren rostigen Taschenmessern der Schleifer sich mühte. Liliäs zupfte indes Benjie am Ärmel und bat um ein neues Lied. Nach einigem Besinnen sang er:

„Holder Ritter, willst du warten  
Hier in diesem Rosengarten,  
Bis das Abendglöcklein schallt?  
Ach, dann kommt die Heißgeliebte,  
Und die jetzt so Hochbetrübte,  
Harre nur; sie naht sich bald!“

Die Knaben lachten. Der Hof sah einem Rosengarten gar nicht ähnlich, noch weniger glich der schmutzige Schleifer einem holden Ritter. Dennoch antwortete dieser bald darauf:

„Sollt' ich sehen und nicht sprechen,  
Würde mir's das Herze brechen  
Und mich ihr zu Füßen zieh'n.  
Auch in diesen Rosenheiden  
Kann der Todfeind sich verstecken.  
Treuer Knappe, laß mich flieh'n!

Wonne hab' ich heut' genossen,  
 Trost ist mir ins Herz geflossen,  
 Trost nach namenlosem Weh.  
 Einmal will ich mich noch bücken,  
 Eine Rose abzupfsücken,  
 Treuer Knappe, nun ade!"

Damit beugte er sich zu Lillas nieder und küßte sie. Schnell sammelte er nun die letzten kleinen Münzen ein, schnallte sein Rad auf und verschwand im dunkeln Torweg.

„Der arme Mann konnte hübsch singen“, sagte einer der Jungen zu Benjie, „und du kanntest wohl auch alle seine Lieder?“

„Er ist sicher ein Nordländer wie ich“, erwiderte Benjie. „Die Verslein aus alten Balladen werden uns dort schon an der Wiege gesungen. Komm, Lillas, laß uns hinaufgehen. Mutter wird gleich kommen, und das Essen ist gewiß fertig.“

Dennoch schien Benjamin gar keinen Hunger zu haben. Als man sich zu Tische setzte, klagte er über Kopfweg, woran er häufig litt, und ging hinauf in sein Kämmerlein, kam aber ganz leise wieder herunter, als die Kinder zu Bett waren. Lange saß er noch mit Tante Sara und Frau Margaret zusammen, und Mitternacht war schon vorüber, als die Mutter endlich ins Schlafstübchen trat. Una wachte noch und streckte ihr die Hände entgegen.

„Fehlt dir etwas, mein Kind?“ fragte die Mutter besorgt.

„Nein, ich denke nur an den lieben Vater, das läßt mich nicht schlafen. Als man in der Kirche für alle Elenden, Heimatlosen und Gefangenen betete, mußte ich

so sehr um ihn weinen. O Mutter, Mutter! Wird er gerettet werden?"

„Mein Töchterchen, ich kann dir heute den Trost geben, daß er lebt und noch frei ist, daß er Mut und Hoffnung nicht verloren hat und nicht ohne uns nach Frankreich gehen wird.“

„Woher weißt du das alles so sicher, liebe Mutter?“ fragte Una mit glänzenden Augen.

„Das kann ich dir nicht sagen. Zeige heute, daß du bescheidener und geduldiger geworden bist, und frage mich nicht danach. Es ist besser für dich, wenn du es nicht weißt.“

„So will ich es auch nicht wissen, Herzensmutter! Ach, Gott sei Dank, daß er lebt und frei ist! Ob er wohl heute ein Bett hat und sanft schläft?“

„Er wird ein Strohlager haben in geringer Herberge, aber du weißt, wie gern er damit zufrieden ist. Bete noch einmal für ihn und dann schlafte du auch, mein teures Kind.“

## 7. Gnade.

Obgleich Tante Sara im Hause und in der Nachbarschaft von vielen geehrt und geliebt ward, ward sie doch auch ein wenig gefürchtet. Verleumder und neugierige Frager wagten sich nicht leicht an sie, da sie sie so scharf abzufertigen verstand, daß sie gewiß nicht wiederkamen. Darum forschte auch jetzt niemand weiter nach, wer die Verwandten eigentlich seien, die so lange bei der alten Tante verweilten. Daß es Bedrängte waren, sah man der stillen, blassen Frau wohl an, die nur ausging, um

den Gottesdienst zu besuchen. Vielleicht ahnte mancher die Wahrheit, hütete sich aber, sie auszusprechen, denn der heftige Zorn, den man gegen die Jakobiten gehegt, solange sie siegreich vordrangen, hatte sich vielfach in Mitleid mit den unglücklichen Ueberwundenen verwandelt.

Miß Saras Vermögen war nicht groß; da sie aber herzliche Freude daran hatte, in aller Stille den Armen zu helfen, suchte sie gelegentlich etwas Geld zu verdienen, indem sie feine Herrenwäsche nähte, worin sie große Geschicklichkeit besaß. Obgleich sie es schon seit vielen Jahren getan, hatte sie doch bei ihren Besuchen auf dem Schlosse kein Wort davon erwähnt, konnte es aber nun nicht mehr vor Frau Margaret verbergen. Diese war sogleich bereit, ihr dabei zu helfen, und die von ihrer Hand gefertigten Busenstreifen und Manschetten wurden sehr bewundert. Selbst Una, der das Nähen bisher ein Greuel gewesen, saß jetzt stundenlang geduldig still, um die einfachen Säume zu machen, und es gelang täglich besser.

Zu jener Zeit bewohnte ein vornehmer Herr, ein hoher, englischer Offizier, die besten Zimmer im ersten Stockwerk des großen Hauses. Er hatte den Feldzug gegen die Jakobiten mitgemacht und war bei Culloden so schwer verwundet worden, daß man ihn erst vor einigen Wochen nach Edinburg bringen konnte. Unter guter Pflege hatte er sich schnell erholt und war nun kräftig genug, die Heimreise nach London anzutreten. Da ihm aber ein Reisefack mit feiner Wäsche, auf die er viel hielt, abhanden gekommen war, hatte er durch seine Wirtin bei Tante Sara einige Hemden bestellt, die nun nach vieler Mühe bald vollendet waren. Der Offizier, ein freund-

licher, älterer Herr, hatte große Zuneigung zu Kindern. Seit er wieder ausreiten durfte, bestieg er täglich im Hofe sein edles Pferd, das in einem Stalle des Hinterhauses wohnte. Dann umdrängte ihn meist die ganze, barfüßige Kinderschar, die dort unten ihr Wesen trieb, um die Kupfermünzen aufzufangen, die er freigebig auswarf und sich an dem darauffolgenden Jubel und der hitzigen Balgerei ergötzte. An diesem Vergnügen nahmen die kleinen Maxwells niemals teil, doch standen sie zuweilen von ferne, um das schöne Pferd zu bewundern, und bekamen manch freundliches Wort und manche kleine Liebfosung von dem fremden Herrn. Es entging ihnen nicht, daß man ihm mit großer Ehrfurcht begegnete, daß er glänzende Ordenssterne auf der Brust trug und gewöhnt schien, überall zu befehlen.

Endlich waren die Hemden fertig, und zugleich war in Unas Kopf ein Plan gereift, der sie manche Nachtstunde nicht schlafen ließ. Seit sie wußte, daß der Vater lebte und Mut und Hoffnung noch nicht verloren hatte, schlug auch ihr Herz wieder freudiger. Ach, sie hatte so viel Unheil angerichtet; wie schön wäre es doch, wenn sie auch einmal etwas Gutes anstiften könnte! Aber sie war mißtrauisch gegen sich selbst geworden und fürchtete sich, eigenmächtig zu handeln. Darum suchte sie Benjie auf, der in ein Buch vertieft unter der Dachlufe seines Kämmerchens saß, denn er ward immer eifriger im Studieren. Lange beriethen die beiden geheimnisvoll miteinander; endlich entschied der Knabe:

„Tue es in Gottes Namen, Una! Es kann nicht unrecht sein. Selbst wenn es nichts helfen sollte, kann

es niemand schaden, und dein Herz wird ruhiger sein, wenn du es getan hast.“

„Soll ich's der Mutter vorher sagen?“

„Ich denke nicht. Nach allem, was sie gelitten hat, möchte die lange Spannung zu viel für sie werden; auch ist ihr, wenn sie es nicht weiß, die Enttäuschung erspart, im Fall es mißlingen sollte.“

Klopfenden Herzens stieg Una am andern Morgen die Treppen hinunter, die sauber gebügelten Hemden in einem schneeweißen Tuche tragend. Die geschwätige Wirtin war auf den Markt gegangen, der Diener im Hofe beschäftigt, der Herr aber saß in seidnem Schlafrock behaglich im Lehnstuhl und trank seine Frühstückschokolade. Nach einem zierlichen Knixchen blieb das Kind bescheiden an der Tür stehen. Der Offizier aber streckte ihr freundlich die Hand entgegen, hieß sie die Hemden auf dem Tische ausbreiten, betrachtete sie mit Kennermiene und lobte die feine, saubere Arbeit.

„Miß Sara ist sehr fleißig gewesen“, sagte er endlich. „Mich wundert, daß die alte Dame noch so fein steppen kann.“

„Die feinsten Näfte hat meine Mutter gemacht“, erwiderte Una, „und beim Säumen habe ich geholfen, darum ist es nicht immer schön ausgefallen. Tante wäre sonst nicht fertig geworden bis heute.“

„Also auch deine kleinen Hände haben für mich gearbeitet, mein hübsches Kind? Nun, so will ich die Hemden um so lieber tragen. Sieh, hier ist das Geld für Tante Sara, dies Silberstück aber ist für dich. Kaufe Obst und Zuckerwerk dafür und gib den Schwesterchen davon ab.“

„O nein, gnädiger Herr“, bat Una hocherröthend, „schenken Sie mir kein Geld; Mutter würde es nicht gern sehen. Aber ich habe eine andere Bitte; ich möchte Sie gern um etwas fragen.“

„Ei, so frage immerzu; ich will gern antworten.“

„Ist's wahr, gnädiger Herr, daß Sie in London wohnen?“

„Gewiß; morgen reise ich dahin ab.“

„Kennen Sie König Georg?“

„Ei freilich! Er ist ja mein oberster Kriegsherr.“

„Besuchen Sie ihn manchmal in seinem Schloß?“

„So oft er es befiehlt. Aber wenn ich ein Anliegen habe, brauch' ich mich nur zu melden, dann werd' ich gleich vorgelassen. Warum fragst du danach, Kleine? Hast du was auszurichten an Seine Majestät? Na, was fehlt dir denn? Du wirst ja so blaß und zitterst am ganzen Leibe?“

Er wollte das Kind halten, damit es nicht umsinke, aber plötzlich warf es sich vor ihm auf die Knie und rief mit erhobenen Händen und unaufhaltjam hervorbrechenden Tränen: „O bitten Sie König Georg um meines Vaters Leben!“

„Kind, Kind, weine doch nicht so!“ rief der Offizier erschrocken. „Wer ist denn dein Vater, und was hat er getan, um sein Leben zu verwirken?“

„Er heißt Baron Arthur von Maxwell und er hat für den Prinzen Karl Eduard gekämpft“, schluchzte Una. „Aber er dachte gar nicht, daß es etwas Böses wäre“, fuhr sie, sich mühsam fassend, fort. „Er wollte ja nur dem edlen Geschlechte der Stuarts treu sein, dem unsere Ahnen schon seit langer, langer Zeit gedient haben.“

„Mein armes kleines Mädchen“, sagte der gute Herr traurig, „das ist freilich ein sehr ernster Fall. Ist denn dein Vater gefangen?“

„O nein, einen Maxwell fängt man nicht so leicht! Er irrt immer noch flüchtig umher, aber Mutter weiß gewiß, daß er noch lebt. Er mag auch nicht nach Frankreich fliehen, weil er sein Vaterland so sehr liebt. Ach, gnädiger Herr, bitten Sie doch König Georg für ihn! Vater sagte selbst, er sei gar kein böser Mann.“

„Hat dich deine Mutter zu mir geschickt mit dieser Bitte?“

„O nein, Herr! Ich und Benjie haben's uns ganz allein ausgedacht. Benjie ist nur unser Schafhirte, aber ich liebe ihn sehr, denn wir sind an einem Tag geboren. Wir haben auch zusammen gelernt, und Vater hat uns viel Schönes erzählt von alten Helden und Königen, besonders von den Stuarts. Aber Benjie ist kein Jakobit; er sagt, Gott habe König Georg auf den Thron gesetzt, darum müsse man ihm gehorchen.“

„Benjie hat sehr recht!“ bestätigte der Offizier.

„Er würde aber dennoch sein Leben für Vater lassen, ja, er hat ihn schon einmal gerettet!“ rief Una eifrig.

„Komm, mein Kind“, sagte der gute Herr nach einigem Besinnen, „setze dich hierher zu mir und erzähle mir ohne alle Scheu, was du von deinem lieben Vater weißt. Keins deiner Worte soll ihm den geringsten Schaden bringen; das verspreche ich dir.“

Durch geschickte Fragen entlockte er nun dem lebhaften Kinde die ganze Geschichte des verfloffenen Jahres. Begeistert schilderte Una, wie sie mit dem Vater für den

ritterlichen, jungen Prinzen geschwärmt, wie sie im Waffen-  
saal zusehen, als er des unglücklichen Großvaters Schwert  
umgürtete, wie die Hochländer ihn mehr und mehr in  
ihren Kreis gezogen und ihn zuletzt zur Teilnahme an  
dem Feldzug bewogen hatten.

„Mutter aber war die ganze Zeit sehr traurig und  
sagte uns immer voraus, daß der Kampf unglücklich enden  
werde. Sie ist eine Engländerin und kann ja nicht wissen,  
wie sehr wir Schotten die Stuarts lieben. Sie zeigte mir  
auch in der Bibel die Stellen, wo geschrieben steht, daß  
es böse ist, gegen den König zu kämpfen, und ich sehe es  
jetzt auch ein. Auch der arme, liebe Vater wird es ge-  
wiß niemals wiedertun, denn es hat ja nur Unglück über  
uns gebracht. Unser altes Schloß haben die Soldaten  
gewiß nun längst ausgeplündert, vielleicht gar zerstört;  
aber o wie gern wollen wir ganz arm sein, wenn wir  
nur unsern Vater wiederhaben!“

Wieder erhob das Kind bittend die Hände, und sein  
flehender Blick rührte den freundlichen Herrn nicht wenig.

„Nun Kleine“, sagte er endlich, „versuchen werd' ich  
jedenfalls, deinen Vater zu retten, und bin nicht ganz  
ohne Hoffnung, daß es gelingen wird. Seine Teilnahme  
an der Empörung ist wohl mehr aus romantischen Ideen  
entsprungen, als aus wirklicher Feindschaft gegen die  
Regierung. Doch das verstehst du nicht! Mir scheint,  
als habe die Gerechtigkeit nun Opfer genug gefordert,  
und die Gnade dürfte wohl ein Wort reden. Aber sage  
mir, hat euer edles Geschlecht nicht Verwandte und  
Freunde, die mir bitten helfen könnten?“

„Nein“, erwiderte Una traurig, „Mutter sagte mir

erst neulich, Tante Sara sei unsere einzige Verwandte, und Vaters Freunde seien selbst bedrängte Jakobiten.“

„Nun, so muß ich's allein versuchen. Du aber, Kleine, bete fleißig zu Gott, der die Herzen der Menschen und auch der Könige lenkt wie Wasserbäche. Nun geh, mein Kind; ich höre die Wirtin kommen. Laß deine weinenden Augen nicht vor ihr sehen.“

Una küßte die Hand des braven Mannes und schlüpfte die Hintertreppe hinab in den Hof, um am Brunnen die Tränen Spuren vom Gesicht zu waschen.

Wenige Tage später ging Tante Sara gegen Abend aus, um bei einer alten Freundin den Tee zu trinken. Während sie sonst von solchen Besuchen sehr heiter zurückzukehren pflegte, war sie heute still und nachdenklich, hatte es auch sehr eilig, die Kinder zu Bett zu schicken. Als sie endlich mit der Mutter allein war, begann sie:

„Margaret, ich habe heute wichtige Botschaft vernommen. Es sind mehrere vornehme Jakobiten begnadigt worden; für andere hat man das Todesurteil wenigstens in Verbannung verwandelt. Es scheint, man ist des Blutvergießens müde, darum ist jetzt die Zeit, für Arthur zu bitten. Du bist in England aufgewachsen und edlen Geschlechtes; du mußt ja dort Freunde haben, die beim König für dich sprechen könnten. Besinne dich, Kind; es gilt Arthurs Leben und euer aller Glück!“

Es war nicht Frau Magwells Art, ihre innersten Gefühle zu zeigen, jetzt aber brach sie in bittere Tränen aus.

„Wohl könnte ich einen Fürsprecher haben“, sagte sie endlich, „aber leider ist seine Gunst verscherzt, vielleicht auch durch meine Schuld. Es ist mein einziger Bruder,

Richard Lesley. Er liebte mich sehr und nahm sich meiner fast väterlich an, als die Eltern gestorben waren. Aber als Arthur um meine Hand warb, wollte er seine Einwilligung nicht geben. Die beiden sind so ganz verschieden geartet: Arthur feurig, ritterlich und wohl etwas unbesonnen; Richard dagegen ernst, bedächtig und ein Feind aller Schwärmerei. Sie stritten oft hart miteinander, und als Arthur einst das Recht der Stuarts mit glühendem Eifer verteidigte, kam es vollends zum Bruch. Ich mußte wählen zwischen dem Bruder und dem Geliebten meines Herzens. O Tante, ich konnte nicht anders! Viel bittere Tränen weinte ich um Richard, aber die Liebe zu Arthur behielt den Sieg. Ich hoffte, der Groll der beiden Männer werde mit der Zeit schwinden; leider irrte ich mich darin. Richard ist, wie ich zufällig hörte, immer mehr in König Georgs Gunst gestiegen, während Arthurs Herz sich ganz den Stuarts zuneigte.“

„Hast du denn in diesen langen Jahren gar keinen Verkehr mit deinem Bruder gehabt?“ fragte Sara.

„Im Anfang schrieb ich mehrmals an ihn und bat um Veröhnung, erhielt aber nie eine Antwort, und zuletzt verbot mir Arthur, die vergeblichen Versuche zu erneuern.“

„Und du folgest ihm?“

„Gewiß; wenn auch mit schwerem Herzen. Wie konnte ich anders?“

„Du hättest dennoch von Zeit zu Zeit an das Bruderherz klopfen sollen. Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, und Er spricht: ‚Kindlein, liebet euch untereinander!‘ Mein Rat ist, versuche es noch jetzt! Wer

weiß, ob dein Bruder sich nicht längst nach Versöhnung sehnt; aber an dir ist es, die Hand dazu zu bieten. Gewiß hat dein Richard gehaut, was dir an Arthurs Seite bevorstand, und zagt vielleicht jetzt um das Schicksal der einzigen Schwester. Schreibe ihm; bekenne, daß du unrecht getan hast, so lange zu schweigen, und nimm Arthurs tollkühnes Unternehmen nicht in Schutz, aber bitte für ihn, als für dein Liebstes auf der Welt. Hier ist Papier und Feder. Ich gehe jetzt zu Bette; tue, was dein Herz dir eingibt.“

Am nächsten Morgen trug Sara selbst Frau Margarets dicken Brief zur Post, denn keins der Kinder, selbst Benjie nicht, sollte davon wissen. Und nun warteten alle, die Großen wie die Kleinen, aber jedes hütete treulich sein Geheimnis.

Woche auf Woche verging; die Tage wurden kürzer und kühler, der Herbst zog ins Land. Benjamin war indessen immer eifriger im Lernen geworden. Eine neue, wunderbare Welt ging ihm auf in den Büchern, und sein lebhafter Geist erfaßte alles, was ihm dargeboten ward, mit Begierde. Zuweilen nahm er sich kaum Zeit zum Essen, sondern bat um Erlaubnis, seinen Anteil mit ins Dachkämmerchen zu nehmen und beim Lernen zu verzehren. Wenn aber die Dämmerung einbrach, und er seinen Studenten die Lampen angezündet hatte, schlüpfte er öfters mit einem Päckchen im Arm die Treppen hinab, zum Hause hinaus, bog in das nächste enge Gäßchen ein und gelangte bald ins Freie.

Während ein Teil der alten Stadt Edinburg von hohen Felsen begrenzt ist, steigt man an einer andern

Seite in eine tiefe, weite Kluft hinab. Jetzt ist diese Kluft überbrückt, und auf dem ebenen Lande drüben hat man das neue Edinburg, einen prächtigen, vornehmen Stadtteil, aufgebaut. Damals aber war das tiefe, sich weithinstreckende Tal öde und einsam. Gras und Buschwerk wuchs an seinen Abhängen, zerklüftete Felsstücke ragten hie und da aus der Tiefe hervor; dazwischen boten dichte Baumgruppen gute Verstecke für allerlei obdachloses Volk. Benjamin liebte das stille Tal und hatte sogar die Kinder zuweilen hergeführt, damit sie doch wieder Gras, Blumen und Bäume sehen, und sich an den Schafen und Ziegen freuen möchten, die oft dort weideten. Aber nach Dunkelwerden wagte sich niemand gern in diese Gegend, da das abergläubische Volk allerlei schauerliche Geschichten zu erzählen wußte von Mordtaten, die dort geschehen seien, und Gespenstern, die zwischen den düsteren Felsblöcken hausten.

Benjamin aber fürchtete sich nicht; er sprang tief hinab in die Kluft und huschte zwischen Bäumen und Steingeröll hin, bis ihm eine hohe, in ein großes Plaid gehüllte Gestalt entgegentrat. Leise flüsternd saßen die beiden eine kurze Zeit beisammen, dann lief der Knabe flüchtigen Fußes in die Stadt zurück, um das Haus zu erreichen, ehe das Thor geschlossen ward. Das Päckchen aber brachte er nicht wieder mit; auch alles Geld, das ihm die Studenten etwa schenkten, blieb draußen im düsteren Versteck.

Es war die Zeit, da man sonst auf dem Gute die Obstbäume geschüttelt, und im Park mit den glänzendbraunen Kastanien gespielt hatte. Ob wohl die lieben, alten Bäume noch stehen mochten? Una dachte oft daran,

wenn sie sehnsüchtig zum Fenster hinausblickte über die langen Reihen ruhiger Dächer und düsterer Mauern. Ihre freundige Hoffnung war sehr geschwunden. Sollte der gute alte Offizier ihre Bitte etwa vergessen haben? Oder war König Georg doch ein böser Mann? Ach, das Kind wußte ja nicht, daß man zu einem König nicht mit jeder Bitte gelaufen kommen kann, wie zu Vater und Mutter, sondern vorsichtig die passende Stunde und gute Gelegenheit abwarten muß. Nach und nach begann die Spannung ihren Körper anzugreifen, ihre Wangen bleichten mehr und mehr, und sie war so ernst und still geworden, daß man den munteren Wildfang von früher kaum wieder-erkannte. Ohne Benjie hätte sie diese schwere Zeit kaum ausgehalten, aber er war auch ein starker Trost. O wie viele schöne Sprüche wußte er, in denen Gott seine Hilfe verheißt, wenn man nur gläubig und ausdauernd betet! Una lernte sie nach und nach alle, und stärkte ihr kleines, zagendes Herz daran in mancher Nacht, wenn sie die Sorge um den lieben Vater nicht schlafen ließ. Ja, nun merkte sie, daß die Bibel nicht ein Buch sei, aus dem man nur lernt, weil man muß, sondern eine unererschöpfliche Quelle süßen Trostes und seliger Hoffnung.

Heute war eigentlich ein doppelter Freudentag. Es war Unas und Benjies zwölfter Geburtstag; dazu hatte man heute in Klein-Arthurs Mäulchen den ersten Zahn entdeckt, und die Schwestern fühlten immer wieder nach der kleinen, weißen Spitze zwischen den rosigen Lippen. Beim Mittagessen erschien zu Ehren der Geburtstagsfinder ein süßer Pudding auf dem Tisch, aber nur Lillas begrüßte ihn mit kindlichem Jubel, die andern gedachten

des heimatlosen Vaters, der vielleicht kaum trockenes Brot hatte, um seinen Hunger zu stillen. Da ward plötzlich kräftig an die Thür geklopft, und ein Bote reichte einen dicken Brief herein. „An Miß Una von Maxwell“, las Tante Sara verwundert. „Was soll das heißen, Kind? Es macht sich wohl jemand einen Spaß mit dir.“

Ohne ein Wort zu sprechen, streckte Una die zitternden Hände nach dem Briefe aus, und alle sahen gespannt zu, als sie das Siegel erbrach. Es waren zwei Schreiben. Das eine fiel zusammengefaltet in des Kindes Schoß, das andere begann sie zu lesen. Aber nur einen Augenblick, dann ließ sie die Hände sinken, Tränen stürzten ihr aus den Augen. „Unser Vater ist gerettet!“ rief sie aus und sank ohnmächtig in der Mutter Arme. Man trug sie aufs Sofa, wo sie unter Saras geschickter Hand bald wieder zu sich kam. Aber mit der langen Spannung war auch ihre Kraft geschwunden. Glückselig von einem zum andern blickend lag sie da, war aber nicht imstande, sich zu erheben. „Benjie, sage alles und lies den Brief vor!“ bat sie endlich.

„Una hat ihren Vater gerettet!“ berichtete der Knabe mit bewegter Stimme. „Sie hat den fremden Offizier angefleht, für ihn beim König zu bitten; ich allein wußte darum. Dies ist seine Antwort:

Meine liebe kleine Una!

Danke Gott, Dein Vater ist begnadigt! Gern wäre ich bei Dir, um mich mit Euch zu freuen, denn ich hätte nie gedacht, daß mich die Begnadigung eines Feindes so beglücken könnte. Ja, Dein jammervolles Gesichtchen hat

mich Tag und Nacht verfolgt; nun aber will ich mir's freudestrahlend vorstellen. Warum ich so lange wartete, ehe ich Deine Bitte vorbrachte, würdest Du nicht verstehen, wenn ich auch versuchen wollte, es zu erklären. Gott hat mich die rechte Stunde finden lassen. Vorgestern ließ ich mich bei Seiner Majestät melden und traf im Vorzimmer einen Herrn an, der sehr niedergeschlagen von seiner Audienz heraustram. Es war Richard Lesley, Dein Onkel! Wie konntest Du sagen, kleine Una, Du habest keine Verwandten? Nun, ich ahne schon, wie es steht; Du kanntest ihn wohl gar nicht. Er war sehr betrübt, denn er hatte für Deinen Vater gebeten, ohne etwas zu erreichen. ‚Jetzt wollen wir etwas wagen‘, sagte ich; ‚Sie gehen mit mir noch einmal herein und wir versuchen's zusammen. Hab' ich bei Culloden meine alten Knochen für den hohen Herrn preisgegeben, daß ich mit knapper Not davongekommen bin, so will ich mir jetzt meinen Lohn holen.‘ Nun, wir hatten einen harten Stand, kleine Una, aber mit Gottes Hilfe erreichten wir unser Ziel. Alles, was Du mir von Deinen lieben Eltern erzählt hast, leistete gute Dienste dabei; auch Deiner und des braven Benjie wurde gedacht. Arthur Maxwell ist begnadigt, voll und ganz! Er soll auch sein einziges Erbgut behalten, was freilich arg verwüstet sein wird. Aber, aber! Er soll nie wieder die Waffen ergreifen gegen seinen König, und der Stuarts nur noch gedenken als eines Heldengeschlechtes vergangener Tage, von dem man Lieder singt und Abenteuer erzählt beim Winterfeuer. Wenn Du ihn wiederhast, kleine Una, so sage ihm einen Gruß von mir und einen guten Rat. Er soll die Augen

weit austun und Land und Leute beobachten, so wird er für Kopf, Herz und Hand so viel zu tun finden, daß ihm das Schwärmen vergeht. Inliegend folgt das Begnadigungsschreiben. Wißt Ihr denn, wo Euer lieber Flüchtling steckt? Nun, vielleicht weiß es Benjie, der Geheimnisse so gut bewahren kann. Nun behüte Gott Euch alle; und wenn Ihr Kleinen abends Eure Händchen zum Gebete faltet, so gedenket darin auch Eures alten Freundes  
H. Wilmot.“

Ganz unbeschreiblich groß war die Freude über diesen Brief, aber sie war still. Der Druck, der so lange auf den Herzen gelegen, löste sich auf in Freudentränen, in Dankgebeten, in zärtlichen Liebkosungen untereinander. Unas Köpfchen ruhte an der Brust der Mutter; leise erzählte sie von ihrem Besuch bei dem alten Herrn. Tante Sara saß mit gefalteten Händen am Fenster; Edith und Liliäs trugen die reichlichen Reste des Mittagsmahles in die Küche, damit es warm bleibe für den lieben Vater, der gewiß lange keinen Apfelpudding gehabt hatte. Daß er heute noch kommen würde, daran zweifelten sie nicht, während Mutter und Tante mit Sorge daran dachten, wo sie wohl den Geliebten suchen sollten. Benjie war still hinausgegangen, hatte den kostbaren Gnadenbrief mitgenommen und ward den ganzen Nachmittag nicht mehr gesehen.

In der Dämmerung klopfte es leise an die Tür. Alle fuhren auf und die Herzen schlugen stärker. Aber ach, es war nur ein armer Mann, der mit leiser Stimme um Brot bat. Sara ging in die Küche, ein Stück zu holen; aber während sie es abschnitt, hörte sie im Zimmer

einen lauten Aufschrei, gefolgt von dem Jubel der Kinder. Sie warf das Messer weg und öffnete die Thür. Der Bettler hatte sein altes Plaid abgeworfen, hochaufgerichtet stand er mitten im Zimmer, hielt Klein-Arthur auf einem Arm und hatte den andern um Frau Margaret geschlungen. Edith und Lillas hüpfen um ihn her; Una war ihm zu Füßen gesunken, denn der freudige Schreck hatte sie überwältigt. Sie hatte zuerst in der verhüllten Gestalt des Fremden den geliebten Vater erkannt. Nun zogen sie ihn aufs Sofa und umdrängten ihn zärtlich.

Inzwischen war Benjie mit einer brennenden Lampe eingetreten. Leise stellte er sie auf den Tisch und betrachtete mit strahlenden Augen die glückliche Gruppe. Aber mitten in der Freude hörte man Frau Margaret schluchzen, als sie ihr Haupt an die Schulter des Wiedergefundenen lehnte. Ach wie stattlich, wie jugendfrisch und kräftig war er ausgezogen, und wie elend und gealtertehrte er wieder! Aber er tröstete sie freundlich:

„Es ist nicht so schlimm, geliebtes Weib. Mein Mut ist ungebrochen; nun, da ich euch wiederhabe und frei unter den Menschen einhergehen darf, werd' ich mich schnell erholen. Nicht Hunger und Durst, nicht das obdachlose Umherstreifen hat mich so elend gemacht, sondern die Sehnsucht nach euch, die Sorge um das Schicksal meines edlen Prinzen und die stete Furcht, erkannt und gefangen zu werden. Weine doch nicht, Margaret! Du sollst wieder glücklich werden, glücklicher als zuvor. Ich habe ernste Gedanken gehabt in mancher Nacht, wenn die Erde mein Bett und der Himmel mein Dach war.“

„Versprich nicht zu viel“, wandte Sara bedächtig ein.

„Schwere Tage stehen deinem treuen Weibe noch bevor, ehe euer zerstörtes Nest wieder warm und wohnlich sein wird.“

„O liebe Tante“, bat Margaret erschrocken, „sprich nicht davon in dieser glücklichen Stunde! Mir soll ja kein Obdach zu dürftig, keine Mühe zu schwer sein, nun ich Arthur wiederhabe!“

Sara schwieg und strich lieblosend über das blonde Haupt der treuen Frau; dann sorgte sie geschäftig für die Erquickung des Wiedergefundenen. „Sie macht ihm keinen Vorwurf nach allem, was sie gelitten!“ dachte sie. „Wie stark ist doch die Liebe!“

Gern hätten die Kinder den Vater mit Fragen bestürmt, wo er so lange gewesen sei und was er erlebt habe, aber die Mutter litt es nicht, und als der kleine Arthur im Schoße des großen eingeschlafen war, schickte sie auch die andern zu Bett. Im dunkeln Gange zupfte Una Benjie am Ärmel und fragte leise:

„Brachtest du dem Vater den Gnadenbrief?“

„Gewiß; wer hätte es sonst tun sollen?“

„Wie fandest du ihn so schnell?“

„Ich wußte immer, wo er war; schon seit Wochen.“

„Und du sagtest uns nichts davon?“

„Ich durfte nicht; es wäre für alle gefährlich gewesen.“

Einige Tage lang gab sich der Heimgekehrte der vollkommenen Ruhe hin, die seinem ermatteten Körper und geängsteten Geist so nötig war, und die Seinen pflegten ihn nach Herzenslust. Bald erzählte er ihnen mit kurzen, schlichten Worten die Erlebnisse der gefährvollen Zeit:

„Als ich an jenem unvergeßlichen Abend die Felsen des Seeufers erklommen hatte, brachte ich die Nacht in

einer versteckten Höhle zu, die auf manch frohem Jagdzuge mein Schutz gegen Unwetter gewesen war. Dann entwich ich auf wilden Gebirgspfaden ins Hochland und trieb mich dort lange umher, oft mit knapper Noth den Kotröcken entschlüpfend. Endlich ward mir die Sehnsucht nach euch zu mächtig; ich mußte wissen, wo ihr Zuflucht gefunden hattet, denn daß man unser Schloß geplündert haben würde, nach allem, was geschehen war, wußte ich nur zu gewiß. Krank, schmutzig und zerlumpt kam ich nach Perth und fand bei Nacht und Nebel im Hause eines Freundes Aufnahme. In einem Kumpelkammerchen unterm Dach lag ich versteckt und ließ mich von dem Treuen ein wenig herausfüttern. Aber es war gefährlich für ihn. Hätten mich die herumlungernenden Spione bei ihm gefunden, wär's um uns beide geschehen gewesen. Als Bettelmann hatte ich das Haus betreten, als Scherenschleifer marschierte ich wieder heraus, eine graue Perücke auf dem Kopfe, das Mädchen auf dem Rücken. Ich hörte, daß man mich und andere Flüchtlinge immer noch im Hochland suchte, darum beschloß ich, fest nach Edinburg zu gehen, wo mich gewiß niemand vermuten würde. Ein großer Trost ward mir unterwegs: Ich erfuhr, daß unser teurer Prinz sicher in Frankreich gelandet sei. O wie mir das mein Herz erleichterte! Um euch jagte ich nicht so sehr; schwache Frauen und unschuldige Kinder stehen ja in Gottes besonderer Hut, und auch Menschen tun ihnen nicht so leicht was zuleide. Nur fürchtete ich, daß ihr nach England geflohen sein könntet, und ich euch nie, nie wiedersehen würde!

In Edinburg ließ ich mein Mädchen fleißig schnurren und verdiente mein Stücklein Brot damit. Gern hätt' ich

mich Tante Sara anvertraut, aber ich fürchtete, sie würde den flüchtigen Jakobiten, wenn auch nicht verraten, so doch von der Thür weisen."

Hier errötete Sara und drückte die Hand Benjies, der neben ihr saß.

„Da sah ich eines Tages einen Knaben laufen, bei dessen Anblick mein Herz höher schlug; er sah unserem Benjamin gar so ähnlich, nur war er viel besser gekleidet. Ich folgte ihm unbemerkt nach, bis er in diesem Hause verschwand. Wo er war, mußte mindestens Una sein; ich wußte, daß er seine kleine Freundin nie verlassen würde. ‚Aber wie, wenn sie alle hier wären?‘ dachte ich. ‚Wenn Margaret oder Una mich erkennen sollten, vielleicht vor den neugierigen Blicken fremder Hausbewohner?‘ Das durfte nicht sein, darum blieb ich zaudernd auf der Straße stehen, und siehe, da kam Tante Sara heraus und mit ihr mein trautes Weib und meine Una. Sehnsüchtig sah ich euch nach, wie ihr sitzsam zur Kirche wandeltet, dann aber betrat ich den Hof, ließ mein Mädchen schnurren und genoß die süße Freude, Edith und Lillas zu schauen und mein Söhnlein zum erstenmal zu umarmen. Daß Benjie mich sofort erkannte, weißt du, Margaret, aber daß ich seitdem stets mit ihm verkehrt habe, hat er euch verschwiegen auf mein Geheiß. Bald verkaufte ich mein Mädchen und schaffte mir dafür einen Kasten mit Knöpfen, Band, Zwirn und Nadeln, die ich in den Häusern verkaufte. Dann tat ich Handlangerdienste bei einem Bau und war endlich Stallknecht in einer Herberge. Dort aberkehrte einst ein Gast ein, der mich so mißtrauisch betrachtete, daß ich mich erkannt glaubte und über Nacht aus der

Stadt entfloß. Seitdem war ich in dem Thal verborgen, das man ‚des Königs Park‘ nennt. Es zieht sich weithin und bietet mit seinen Felsengruppen und dichten Gebüschern Verstecke genug. Benjie fand mich auch hier, denn ich hatte ihm gesagt, daß er mich dort suchen solle, wenn er mich in den engen Gäßchen und düsteren Torwegen, wo wir uns zu treffen pflegten, nicht mehr fände.“

„Aber wo fandest du dort draußen Speise und Trank, du Armer?“ fragte die Mutter.

„Zuweilen wagte ich mich ins Land hinaus und half bei der Feldarbeit, manchen Tag lebte ich von wilden Beeren, aber oft kam des Abends ein Nabe geflogen, der mir Brot und Fleisch brachte, wie dem Elias am Bache Erith.“

„O Benjie“, rief Una, „nun weiß ich, warum du nie am Tische essen wolltest, wenn es etwas Gutes gab, sondern immer deinen Anteil mit hinauf nahmst. O wie gut und treu bist du!“

„Laß ihn“, gebot der Vater. „Er liebt es nicht, wenn man ihn lobt. Gott sah seine Treue und wird sie ihm lohnen! Heute brachte er mir den Gnadenbrief, und nun ist alles gut! Ich danke Gott, daß es so gekommen ist, und ich danke auch dem König, daß er mir Freiheit und Leben schenkt. Ich werde nie wieder die Waffen gegen ihn ergreifen, denn das Schreiben verpflichtet mich dazu auf Ehrenwort. Mein Herz gehört dem Hause Stuart bis zum letzten Schlag, aber die Blüte dieses edlen Geschlechtes ist vorüber; es wird in Vergessenheit sinken!“ Er senfte schwer, stützte den Kopf in die Hand und schwieg lange.

Plötzlich aber sprang er auf und rief: „Nun wieder frisch ins Leben geblickt, ihr Lieben! Morgen schaff ich

mir ordentliche Kleider und ein Pferd und reite nach der lieben Heimat! Sobald als möglich hol' ich euch nach. Ihr braucht euch nicht mehr scheu zu verstecken und euch eures Namens zu schämen. Wir Jakobiten sind zwar Besiegte, aber keine Verbrecher, und viele werden sich mit uns freuen, daß ich begnadigt bin. Aber komm, Una, ehe ich reise, wollen wir beide deinem alten Herrn einen Dankesbrief schreiben, so gut wir's vermögen. An Onkel Richard schreib' ich dann mit Mutter zusammen."

## 8. Neues Leben.

„Gott segne König Georg!“ rief Tante Sara, als sie einige Tage später dem hoffnungsfreudig davonsprengenden Reiter nachblickte, und Mutter und Kinder sprachen es von Herzensgrund nach. O wie entsetzlich würde sich ihr Schicksal gestaltet haben, wenn der König sein Herz allen Bitten verschlossen hätte; nun aber lächelte ihnen die Zukunft wieder freundlich entgegen. Besonders die Kinder dachten gar nicht daran, daß ihnen noch manche Entbehrung bevorstehe; o nein, sie machten große Pläne, wie sie mit helfen und schaffen wollten, daß es daheim bald wieder ganz schön werden sollte, noch viel schöner als ehemals.

Eine Zeitlang ließ sie Frau Margaret gewähren; als aber endlich ein langer Brief vom Vater angekommen war, der sie recht ernst gestimmt hatte, nahm sie Una allein ins Schlafzimmerchen und sprach zu ihr:

„Mein Töchterchen, du bist verständiger geworden in der letzten, schweren Zeit; wirst du dich wohl freundlich

und willig in etwas fügen können, das sehr wider deinen Sinn ist?"

"In alles, Mutter", erwiderte Una zuversichtlich. "Ich weiß, daß wir daheim zuerst schlechte Wohnung und schlechtes Essen haben werden, dazu auch harte Arbeit, aber ich fürchte mich gar nicht davor. Wenn ich nur beim lieben Vater sein kann, ist mir alles recht. O, du sollst sehen, wie ich dir helfen werde, bis alles wieder schön in Ordnung ist!"

"Das sollst du eben nicht, mein Kind. Du sollst gar nicht mit uns heimziehen, sondern in Edinburg in die Schule gehen, damit du endlich etwas Ordentliches lernst."

"O Mutter, Mutter!" rief das Kind erschrocken, "das kann nicht dein Ernst sein! O wie hab' ich mich heim gesehnt die ganze Zeit, und nun soll ich nicht mit! Ich kann ja daheim lernen von dir und dem Vater wie bisher."

"Weder ich noch der Vater werden Zeit haben, uns mit dir zu beschäftigen. Du würdest das wenige, das du weißt, bald vollends vergessen und in den ungeordneten Verhältnissen ganz verwildern. Ich kenne meine Una! Ach, Kind, wir müssen zuerst notdürftig im Gärtnerhäuschen unterkommen, das kaum Platz bietet für uns und die Kleinen. Das Schloß ist schwer beschädigt; man hat sogar versucht, es in Brand zu stecken, doch ist er bald gelöscht worden. Hausrat, Bilder, Bücher, alles, was unser Heim schmückte, ist entweder weggeschleppt oder zerstört. Die schönsten Bäume im Park sind mutwillig frevelhaft umgehauen, die Gartenanlagen verwüstet. Ach, Kind, lüftet's dich so sehr, dieses traurige Bild zu schauen?"

Sie verhüllte ihr Gesicht und brach in Tränen aus, das Mädchen aber umarmte sie stürmisch:

„O Mutter, liebste Mutter, ich bin ja mit schuld daran, daß alles so geworden ist, nun möcht' ich euch so gern helfen, es wieder zurecht zu bringen. Ach, nehmt mich doch mit! Ich brauche nichts zu lernen von allem, was für vornehme Fräulein paßt; ich will gern ein schlichtes Landmädchen bleiben. Ich will wie eine Magd für euch arbeiten und alles für euch opfern!“

„Gehorsam ist besser denn Opfer“, entgegnete die Mutter sehr ernst. „Des Vaters Wunsch ist, dich gut unterrichten zu lassen, damit du nach einigen Jahren als wohlerzogene, verständige Tochter heimkehrst. Dann wirst du uns und deinen jüngeren Geschwistern wirklich nützen, und wir werden Freude an dir erleben, während du uns jetzt nur ein Gegenstand steter Sorge sein würdest. Sieh, Una, du mußt dich fügen, denn der Vater hat es so bestimmt, aber ich möchte, daß du es willig und freudig tätest und nicht gezwungen. Vater ist so froh, daß ihm die Dorfbewohner und auch alle Gutenachbarn freundlich entgegenkommen. Willst du nun die erste sein, die ihm das Herz wieder schwer macht?“

Una saß lange ganz still mit gefalteten Händen; sie kämpfte einen schweren Kampf. Endlich aber trocknete sie die Tränen, die ihr unaufhaltsam über die Wangen rannen, und reichte der Mutter die Hand.

„Ich habe euch genug Not und Sorge bereitet“, sagte sie leise, „es soll nie mehr geschehen! Ich will gern hier bleiben und brav lernen; behaltet mich nur lieb!“

„Gott segne dich, mein Kind“, sagte die Mutter, sie

an sich ziehend, „du nimmst mir eine große Last vom Herzen, denn ich war auf harten Widerstand gefaßt. Die Zeit der Trübsal ist dir gut gewesen; Gott sei Dank dafür. Nun sollst du etwas hören, was dich freuen wird. Benjamin bleibt auch hier.“

Unas Augen strahlten, aber sie ließ nicht gern merken, wie hoch sie den Hirtentnaben hielt, und fragte ruhig:

„Was soll er hier? Gibt es in Edinburg Schafe zu hüten?“

„Ei, denkst du denn, er taugt zu nichts anderem? Gott hat ihm hohe Geistesgaben gegeben, so daß Tante Saras Studenten meinen, er werde ein berühmter Mann werden. Das wünsche ich ihm nicht, wohl aber hoffe ich, daß der fromme Knabe einst ein Prediger des Evangeliums wird.“

„Das ist etwas sehr Ernsthaftes“, sagte Una bedenklich. „Soll er in die große Knabenschule gehen draußen am Tor? Ich glaube nicht, daß er dort glücklich wird. Die Buben dort sind gar zu wild; wir haben manchmal am Spielplatz zugeesehen. Benjamin ist ganz anders.“

„Du hast recht; er paßt nicht dorthin. Einer der jungen Männer, die bei Tante Sara wohnen, hat ausstudiert und will nun einige Knaben in Unterricht nehmen. Er freut sich, Benjie dabei zu haben. Tante Sara besteht darauf, für seinen Unterhalt zu sorgen, sie liebt ihn wie einen Sohn.“

„Und wo soll ich lernen, Mutter?“ fragte Una zaghaft.

„In der Kostschule einer Französin, einer Freundin von Tante Sara.“

„O Mutter, ist sie so schrecklich alt wie Tante Sara? Hat sie eine so spitze Nase und eine so scharfe Stimme?“

„Sie ist bedeutend jünger und so mild und gütig, daß sie sich von ihren Zöglingen Großmama nennen läßt. Bei ihr wirst du das Französische, das dein Vater so liebt, vortrefflich lernen; der übrige Unterricht wird von den besten Lehrern erteilt. Das Haus war früher ein Kloster und liegt auf einem Hügel außerhalb der Stadtmauern; es ist von einem schönen Garten umgeben und bietet herrliche Aussicht auf die See. Ich hoffe, du wirst dort sehr glücklich werden, liebes Kind!“

„Ach, wenn die Sehnsucht nach euch und nach der Heimat nicht wäre!“ seufzte Una.

„Du wirst sie bald überwinden und dich auf die langen Sommerferien freuen, die du mit Benjie bei uns verleben sollst.“

Una hielt Wort und beschwerte das Herz der Eltern nicht mit Klagen über die nahe Trennung, wenn sie auch im verborgenen noch manchmal bitterlich weinte. Dagegen stiegen in Benjies Herzen schwere Bedenken auf.

„Was soll denn aus den Schafen werden, wenn kein Hirte da ist?“ fragte er ängstlich.

„Für jetzt sind auch keine Schafe da, mein Junge“, erwiderte Frau Margaret lächelnd, „es kann lange dauern, ehe wir wieder eine Herde anschaffen.“

„Aber wer soll denn das herrliche Gras und die würzigen Kräuter fressen, und wo soll die Wolle herkommen für den Winterbedarf des Gutes?“

„Wir werden sie von den freien Hirten des Hochlandes kaufen, und das gute grüne Futter wird unseren

Milchkühen vortrefflich schmecken, auch Hasen und Rehe werden es nicht verachten.“

„Aber sobald eine Schafherde angeschafft wird, lassen Sie mich's wissen; dann komme ich gleich heim!“

„Gewiß, mein Sohn; wenn du bis dahin nicht andern Sinnes geworden bist.“

„Das wird nie geschehen“, dachte der Knabe. „Treu dem Beruf deiner Väter“, so sprach die Mutter, ehe sie starb.“ —

In kurzer Zeit war der schwere Abschied überstanden. Viel schneller als sie selbst gedacht, fand sich Ulna in das heitere, emsige Schulleben und genoß in vollen Zügen die Freuden des Umgangs mit so vielen munteren Mädchen ihres Alters. Indessen hatte sich die heimgekehrte Familie notdürftig im Gärtnerhäuschen eingerichtet, und, von anhaltend schönem Herbstwetter begünstigt, begann man die schwere Arbeit, das verwüstete Besitztum wiederherzustellen. Unter der Aufsicht einiger Handwerker, die man aus Perth hatte kommen lassen, arbeiteten die sonst so trägen Männer und Knaben des Dorfes mit unermüdlichem Eifer für ihren geliebten Herrn, und keinem fiel es ein, ihm die bittere Not nachzutragen, in die er sie durch sein tollkühnes Unternehmen gebracht. Ebenjowenig verlangten sie Lohn für ihre Mühe; aber essen wollten sie alle, und Frau Margaret hatte mit einigen treuen Mägden, die sich wieder eingestellt hatten, alle Hände voll zu tun, um die hungerrige Schar satt zu machen. Da war es gut, daß von den benachbarten Gütern reichliche Beiträge für Küche und Keller gesendet wurden, auch an wertvollen Geschenken von allerlei Hausrat fehlte es nicht. Bald kamen die wackeren

Gutsherren, mit denen Arthur Maxwell Freundschaft gehalten, ehe ihn die Hochländer in ihre Pläne verwickelten, selbst geritten, um ihm zu seiner Begnadigung Glück zu wünschen. Mancher von ihnen war selbst im stillen den Stuarts zugetan, hatte sich aber vorsichtig fern gehalten, als der ungleiche Kampf begann. Nur von den Hochländern ließ sich niemand sehen. Sie hatten schwere Verluste erlitten und betrauert nun zwischen ihren düsteren, nebelumflorten Hügeln ihre tapfersten, edelsten Anführer, die theils im Kampfe, theils unter dem Beile des Henkers gefallen waren.

Bei Tante Sara war es wieder still geworden. Sie saß einsam am Fenster ihres Stübchens und nähte emsig, denn die schöne, weiße Wäsche, die unter ihren fleißigen Händen entstand, war ja für Benjie bestimmt, den sie ihren lieben Sohn nannte, seit sie ihn allein für sich hatte. Die beiden paßten ganz ausgezeichnet zusammen. Wenn die Wanduhr den Schluß der Schulstunden anzeigte, flog ein Freudenchein über Saras ernstes Gesicht. Nun kam er ja bald! Ja, da war er schon; nicht ungestüm wie andere Knaben, sondern still und bescheiden und doch so lebhaften Geistes. Das Dienen war ihm zur andern Natur geworden und er ließ es auch jetzt nicht. Er holte herbei, was man im Hause brauchte, er deckte den kleinen Tisch aufs sauberste und trug die einfachen Speisen auf. Nur zu bald war er gesättigt, Sara mußte ihn ernstlich zum Essen nötigen; wenn er aber erzählte, was er heute gelesen und gelernt, leuchteten seine Augen, und sein Mund wurde so beredt, daß sie ihm oft mit Bewunderung zuhörte. Es war, als habe er die großen Ereignis-

nisse der Weltgeschichte selbst erlebt, als habe er die Länder gesehen, die man ihn in der Erdkunde kennen lehrte. Und als er anfang, mit großem Eifer lateinische Lektionen zu lernen, lauschte die gute alte Dame ehrfurchtsvoll den fremdartigen Klängen. Mit seinen Mitschülern, denen er im Unterricht half, wo er nur konnte, pflegte er in den Freistunden keinen Umgang. Sie waren alle bedeutend jünger als er, leichtherzige Knaben, eben erst der Kinders-  
stufe entwachsen. Benjie konnte ja nicht mehr auf Stecken reiten, das hölzerne Schwert umgürten und die aus Sand und Steinen aufgeführte Festung belagern. Als man ihm droben am See die Pistole auf die Brust gesetzt und den Strick um den Hals geworfen hatte, als er seinen hungern-  
den Herrn bei Nacht und Nebel im finstern Felsental gespeist hatte, war er um viele Jahre älter geworden. Und doch wäre ihm jugendlicher Umgang heilsam gewesen, denn er vertiefte sich allzusehr in die Bücher und lernte das frische, fröhliche Leben allzuwenig kennen. Vielleicht fühlte er das selbst, wenn auch unbewußt, denn am Sonnabend, dem Spieltag in allen englischen Schulen, kam ganz von selbst ein heiterer, kindlicher Geist über ihn. Es galt ja, Una abzuholen, um die zwei schulfreien Tage mit ihr zu verleben. Gleich nach dem Frühstück zog er das grüne, mit Goldtressen und blanken Knöpfen besetzte Röckchen an, das ihm die Studenten gekauft hatten, als er sie einst als Diener hoch zu Roß zu einem Feste begleiten sollte. Seinen kindischen Widerwillen gegen das Reiten hatte er längst aufgeben müssen, denn es war damals in Schottland ganz unentbehrlich. So bestieg er auch jetzt den zahmen Schimmel des Hauswirts und trabte frohen Herzens zum Tore

hinaus. Die vornehmen Landhäuser, umgeben von herrlichen Gärten, die man jetzt vor den Thoren Edinburgs findet, waren damals noch nicht vorhanden; die Gegend war felsig und öde. Bald aber hatte das Rößlein eine kleine Anhöhe erstiegen und der Ausblick, der sich hier bot, entzückte den Knaben jedesmal von neuem. Vor ihm lag die Hafenstadt Leith, die jetzt einen Teil Edinburgs bildet, und weiterhin schimmerten die Meereswellen im Morgensonnenglanz. Weiße Segel schaukelten auf und nieder, als winkten sie dem Knaben zu kommen und weit, weit in die wunderbare Gotteswelt hinauszufahren. Aber nein, solchen Gedanken durfte er nicht nachhängen; Una wartete ja auf ihn! Ihr gehörte er an; sie waren ja an einem Tag geboren! Dort hinter den alten hohen Kastanienbäumen standen die früheren Klostergebäude. Zum Teil waren sie verfallen; aus malerisch geformten Mauertrümmern sproßten Brombeerranken und bunte Disteln. Aber das Hauptgebäude war wohl erhalten und stand mitten in einem schattigen Garten, dessen große Rasenplätze den leichtfüßigen Mädchen reichlich Raum gaben zum Hüpfen und Springen. Benjie konnte freilich nie da hineinblicken, denn von dem Bittertor, vor dem sein Rößlein hielt, führte ein breiter Kiesweg, von hohen, glattbeschnittenen Buchenhecken begrenzt, zur stets geschlossenen Haustür. Benjie stieg ab und klingelte am Tor; eine Magd erschien und fragte nach seinem Begehren.

„Miß Sara Maxwell wünscht die Gesellschaft ihrer Nichte Una für Sonnabend und Sonntag. Sie sendet Madame d'Arglade die besten Grüße und hofft, daß es ihr wohlgehe.“

Das Mädchen verschwand, kam gleich darauf wieder und sprach: „Miß Una wird sofort erscheinen.“

Dieses Gespräch wiederholte sich jeden Sonnabend, und bald kam Una den Gang herabgeflogen, leicht und fröhlich wie ein Vöglein, das Reisetäschchen mit den Sonntagskleidern in der Hand. Ihr kleiner Ritter schwang sich auf das Roß und half ihr auf dem Kissen Platz zu nehmen, das hinter dem Sattel aufgeschnallt war, und fort ging es, zwei fröhlichen, freien Tagen entgegen.

Welch ein Leben brachte das frische, kleine Mädchen in Saras stilles Stübchen! Erlöst von dem Druck der Angst und Sorge, die lange schwer auf ihr gelegen, fühlte sich Una jetzt weit glücklicher, als sie es bei der Trennung von den Eltern für möglich gehalten. Sie lernte mit Fleiß und Eifer, und es zeigte sich, daß der Unterricht der Mutter eine gute Vorbereitung gewesen war. Hätte man damals von einem jungen Fräulein so viel Gelehrsamkeit gefordert als jetzt, so wäre wohl manche schwere Stunde gekommen, aber zu jener Zeit zog man die Grenzen des weiblichen Wissens noch ziemlich enge. Ein Mädchen galt schon für gut gebildet, wenn es einen fehlerfreien Brief schreiben und die Hausrechnung führen konnte, wenn es bewandert war in der Geschichte und Literatur seines Vaterlandes und die nötigsten Begriffe von der Erdkunde besaß. Dagegen legte man viel Gewicht auf Musik und Gesang; auch mußte die Schülerin fließend und zierlich französisch sprechen, etwa ein nettes Bildchen zeichnen und sich in Gesellschaft anmutig benehmen lernen. Alles dies ward in der Schule der freundlichen, munteren Französin mit Sorgfalt und Eifer gelehrt und es herrschte

dabei ein liebreicher, fröhlicher Geist, so daß die alten Klostermauern oft genug vom Jubel wiederhallten, wenn die kleine freigelassene Schar nach getaner Arbeit leichtfüßig hinaushüpfte zu lustigen Spielen. Nun mußte auch Benjie Federball spielen lernen, und Tante Sara sah lachend zu, wie ungeschickt er sich dabei anstellte. Aber für Una tat er alles; er tanzte selbst unten im Hofe den Ringelreihen mit den Kindern des Hauses, unter denen Una jetzt, da sie ihr Köpfchen wieder hoch tragen durfte, wie eine kleine Königin herrschte. Sehr stolz war sie, wenn sie Proben ihrer neuen Künste heimbringen konnte. Wie bewunderte Benjie ihre erste Zeichnung, eine kleine Hütte, deren Wände gewiß bald einfallen mußten, sie standen so bedenklich schief. Wie staunte er, daß sie sogar Musik machen lernte und zwar mit den Fingern, auf einem wunderbaren Tisch, den man Klavier nannte, und den weder Una noch Benjie je zuvor gesehen. Klaviere waren damals in Schottland noch nicht sehr häufig, aber die alte Freundin, bei der Sara jeden Sonnabend den Tee trank, besaß ein solches Wunderding. Eines Abends durften die Kinder mitgehen, damit Una ihre Kunst zeige. Lächelnd lauschten die guten alten Damen den leichten Melodien, die sie mühsam und mit manchem Wippen kimperte; Benjie aber war entzückt! War es nicht wunderbar, daß Unas kleine, zarte Finger diesem großen, zauberhaften Ding so süße Töne entlocken konnten? Ja, das war etwas anderes als der Dudelsack, mit dem er früher seiner Herde nachgezogen. Tante Saras regelmäßige Besuche bei dieser Freundin verschaffte den Kindern jeden Sonnabend ein paar Stunden des traulichsten Ver-

kehrs. Benjie ordnete den kleinen Teetisch aufs zierlichste und Una ließ sich von ihm bedienen wie eine Prinzessin. Nach der Mahlzeit aber stieg der Page schnell empor zum Rang eines Vertrauten und geheimen Rates. Schwere Recheneempel und andere schwierige Fragen wurden ihm zur Lösung vorgelegt; auch gab es ja so manches, was man nicht gut vor Tante Saras Ohren erzählen konnte. Es war gar so lange her, seit sie ein kleines Mädchen gewesen war und sie hätte ein allzuernstes Gesicht gemacht zu den lustigen Streichen und kleinen Zänkereien, von denen Una zu berichten hatte. Benjie aber beurteilte alles sehr milde, was Una tat, wußte ihr aber meist guten Rat zu geben und vor allzugroßem Uebermut zu warnen. Nur eins war ihm unbegreiflich. Una schwärmte fast jeden Sonnabend für eine andere ihrer Mitschülerinnen und versicherte jedesmal, daß diese nun ihre allerbeste Freundin sei für alle Zeiten. Als aber endlich Lissie Seyton, deren Eltern einen schönen Landsitz nicht weit von Edinburg bewohnten, den Sieg davontrug, war es ihm auch nicht ganz recht, besonders als er den Grund zu dieser Bevorzugung erfuhr.

„Nun weiß ich ganz genau, daß Lissie meine beste Freundin ist und bleibt“, verkündigte Una etwa drei Wochen vor Weihnachten, als die Kinder behaglich am Feuer saßen und die Kastanien verzehrten, die Benjie in einer eisernen Schaufel röstete.

„Bleibt sie es acht oder vierzehn Tage lang?“ fragte er ruhig.

„Nein, für immer; wir sind unauflöslich verbunden, denn wir haben ein tiefes Geheimnis zusammen.“

„Ist es so tief, daß du mir's nicht sagen darfst?“

„Nein, du sollst es wissen, denn bei dir ist es sicher. Lissie und ich, wir sind beide Jakobiten.“

„Um Gottes willen, Una, sprich dieses Wort nicht aus!“ rief der Knabe erschrocken. Hast du so schnell vergessen, wieviel Unglück es gebracht hat? Bist du König Georg so undankbar für seine Gnade?“

„Gar nicht! Ich bete täglich für ihn mit allen Kindern in der Schule, aber ich bete auch für unseren Prinzen. Kann Gott nicht beide segnen, wenn Er will?“

„Ja“, erwiderte Benjie sehr ernst, „Er kann dem letzten Stuart Kraft geben, den Untergang seines Hauses mutig zu ertragen.“

„Und wenn es untergehen muß, können wir ihm doch im Herzen treu bleiben; verstehst du das nicht? So wie du und dein Vater den Maywells treu bleibt in Not und Tod, so bleiben die Maywells den Stuarts treu, bis es keinen mehr gibt.“

Benjie schwieg; dieser Vergleich kam ihm ganz unerwartet, er hatte nichts darauf zu erwidern. Aber schon hatte Una die ernste Stimmung abgeschüttelt.

„Warum siehst du so traurig aus?“ fragte sie, „es ist ja weiter gar nichts! Denkst du, Lissie und ich werden Krieg anfangen gegen England? Und Vater hat ja gelobt, nie mehr das Schwert zu führen gegen den König, also ist alles gut! Lissies Vater hat gar nicht mit gekämpft; er hat vorausgesehen, wie alles kommen würde. Aber es ist so hübsch, wenn zwei Freundinnen etwas ganz Besonderes für sich haben, wovon sonst niemand

was weiß. Das ist alles, du furchtsamer Benjie; und nun mach' ein anderes Gesicht; ich höre Tante Sara kommen."

### 9. Ferien.

Die Weihnachtszeit kam heran und brachte eine volle Woche Ferien. Wie schön würde es werden! Auf ihren Spaziergängen hatten die Kinder einen Platz entdeckt, wo herrliches Immergrün wuchs, auch Stechpalmen mit leuchtend roten Beeren. Davon wollten sie einen großen Korb voll holen, um das Zimmer aufs prächtigste zu schmücken. Am Weihnachtsmorgen ganz früh, lange ehe es tagte, wollten sie zusammen zu den Christmetten gehen, jedes mit seinem bunten Lichtchen, und wenn sie heimkamen, wollten sie vor Tante Saras Kammertür einen lieblichen Weihnachtsgesang anstimmen, den sie an den letzten Sonnabenden mit vieler Mühe eingeübt. Der große Plumpudding und die würzigen Pfefferkuchen waren auch nicht zu verachten. O wie traulich sollten die Abende werden, wenn man um das Kaminfeuer sitzen und beim Zischen der Bratäpfel erzählen, spielen und singen würde nach Herzenslust!

Der letzte Schultag neigte sich zu Ende. Benjie hatte alle seine Bücher weggepackt, damit er nicht in Versuchung kam, sie zu öffnen. Una hatte es so bestimmt; sie wollte ihn ganz für sich allein haben. Wie freute er sich auf den Ritt morgen früh! Wie würde sie ihm entgegen springen! Rosinen lesend und Mandeln schneidend saß er gegen Abend mit Sara am Tische, als ein Bote einen

Brief von Madame d'Arglade brachte. Sara blickte hinein, schüttelte etwas unwillig den Kopf und las ihn sogleich laut vor.

„Geehrte und vielgeliebte Freundin!

Heute nach Schluß der Schulstunden hielt vor meinem Thor die Kutsche des Barons von Seyton, um dessen Töchterchen Luise zu den Festtagen heimzuholen. Der Diener übergab mir ein Schreiben der Barouin, in welchem sie bat, ihrem Kinde eine kleine Freundin mitzugeben zu angenehmer Gesellschaft in dieser fröhlichen Zeit. Ohne Zögern wählte Luise Ihre Nichte Una Maxwell, mit der sie seit einigen Wochen einen kindlichen Freundschaftsbund geschlossen hat. Die Freude der beiden Mädchen war so groß, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, sie zu stören. Unas Sachen wurden sogleich gepackt, und sie fuhr überglücklich ab. Gewiß verzeihen Sie mir mein eigenmächtiges Handeln, wenn Sie bedenken, wie gut Una im Hause der edeln Familie aufgehoben ist und wieviel harmlose Freuden sie dort genießen wird, während sie bei Ihnen ja nur einen stillen, ernstern Knaben zum Gefährten hat. Mit den besten Festgrüßen verbleibe ich Ihre

Marie d'Arglade.“

„Nun, es tut mir leid, daß das Kind nicht kommt“, sprach Sara, den Brief zusammenfaltend, „immerhin freu' ich mich, daß es so beliebt ist. Die Seytons sind eine gute Familie. So müssen wir unseren Pudding allein aufessen“, fügte sie scherzend hinzu, „schaffe dir nur guten Appetit an.“

Aber wo war denn der Junge? Er hatte doch eben noch hier geessen. Ein schmerzliches Stöhnen und krampfhaftes Schluchzen aus der Tiefe bewies Tante Sara, daß Benjie die Sache viel ernster nahm als sie. Er war vom Stuhle herabgeglitten und lag in bitterm Jammer am Boden wie vor Jahren, als Una vergessen hatte, ihm Gute Nacht zu sagen. Aber heute war der Schaden nicht so bald geheilt. Erst mit scherzhaften, dann mit ernstern Worten suchte Sara ihn zu trösten, doch blieb es lange umsonst.

„Nicht einmal einen Gruß jendet sie mir“, schluchzte er, „sie sagt, ich sei nur ein stiller, ernster Knabe, und ich bin doch immer so fröhlich, wenn sie da ist. Den ganzen Tag spiele ich mit ihr und habe ihr zulieb alle meine Bücher weggepackt, selbst das neue lateinische! O Tante Sara, ich würde mein Leben für sie hingeben, und sie kann nicht einmal mir zulieb eine Einladung ausschlagen! Sie liebt diese Luise Seyton viel mehr als mich; ich merkte es schon längst! O, ich wollte, ich wollte, ich könnte sterben!“

Wiß Sara war ratlos; so hatte sie ihren Schützling noch nie gesehen! Er, der in höchster Lebensgefahr männliche Fassung gezeigt hatte, betrug sich jetzt um einer kleinen Täuschung willen wie ein verwöhntes Kind, dem man sein Spielzeug genommen. Vielleicht fühlte er es selbst, denn er sprang plötzlich wieder auf, setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hand. Aber der Ausdruck seiner dunkeln Augen war nicht kindisch eigensinnig, sondern so tieftraurig, daß es Sara jammerte; sie setzte sich zu ihm und legte liebkosend die Hand auf sein gebeugtes Haupt.

„O Tante Sara“, begann er endlich, „denke nicht, daß ich so klage um die verlorene Ferienlust. Ich bin gern allein bei dir und habe ja so viel Schönes zu lesen. Es ist etwas ganz anderes. Du weißt nicht, wie sehr ich Una liebe! Sie ist die Lust meines Lebens gewesen, seit wir beide laufen und reden lernten. Ich bin allein auf der Welt, habe weder Eltern noch Geschwister, aber wenn sie zu mir sagte: ‚Benjie, ich hab’ dich so lieb wie einen Bruder!‘ da hüpfte mir das Herz vor Freude und ich war reich und glücklich. Das ist nun vorbei! Ich liebe sie mehr und mehr, je länger wir leben; sie liebt mich weniger. Sage nicht nein, Tante Sara; ich weiß, daß es so ist!“

„Ich sage nicht nein, mein armer Junge; es ist etwas Wahres daran. Una ist ganz anders als du. In der Einsamkeit auf dem Gute, in der schweren Zeit der Not warst du ihr einziger Gefährte und sie schloß sich dir innig an. Aber ihr Sinn ist von Natur heiter und leicht, und jetzt, da der Druck von ihr genommen ist, hüpfst sie wieder fröhlich durchs Leben und öffnet ihr Herz den neuen, munteren Freundinnen. Sie wird dich trotzdem lieb behalten, aber du wirst lernen müssen, ihre Liebe mit vielen anderen zu teilen, denn sie hat warme, aber nicht sehr tiefe Gefühle. Dir aber wird es wohl dein Leben lang so gehen, daß dein allzuheißes Herz nicht ganz verstanden wird in seiner tiefen, stillen und starken Liebe.“

Benjie seufzte schwer, als habe er das schon oft erfahren.

„Ich möchte dir zweierlei zum Troste sagen“, fuhr Sara fort. „Sieh, mein altes Herz war in der Einsam-

seit etwas verkümmert und vertrocknet durch allerlei Launen und Grillen, aber seit ich dich bei mir habe, mein Sohn, und die dankbare Liebe aus deinen treuen Augen mir entgegenleuchtet, schlägt es wieder frischer und wärmer für Gott und Menschen. Ein lustiger, leichtherziger Bube hätte das nicht fertig gebracht; dir ist es gelungen! Aber das ist das Geringste. Noch wenig Jahre, und du wirst der alten Tante die Augen zudrücken, aber einer bleibt bei dir, der dich stets unendlich mehr liebt, als du ihn jemals lieben kannst, der dich stets versteht, stets bereit ist, dich zu trösten, wenn du dich fremd und verlassen fühlst in der Welt. Morgen feiern wir Seinen Geburtstag! Willst du Ihm nicht ein frohes, dankbares Herz entgegenbringen für Seine große Liebe?"

„Ich will“, flüsterte der Knabe. „Laß mich jetzt zu Bett gehen; mit Gott allein überwinde ich alles am besten.“

Tante Sara wachte noch lange und dachte mit Sorge daran, wie manche bittere Täuschung dem innigen, leidenschaftlichen und weltfremden Gemüt des Knaben noch bevorstand in diesem rauhen, unerbittlichen Leben. Oder würde der, der ihn am meisten liebte, ihn vielleicht zeitig hinaufholen in Seinen Arm und Schoß? Sie fürchtete es zuweilen; er sah oft so bleich aus, seine Augen glänzten allzusehr, und wenn er erregt war, brannten zwei rote Flecke auf seinen Wangen. Ach, sie vermochte nicht ohne Tränen daran zu denken, sie hätte ihrem Liebling so gern auch ein wenig irdisches Glück gegönnt.

Am nächsten Tage ging er allein hinans, um das Weihnachtsgrün zu holen und half still und freundlich bei allen Vorbereitungen auf das Fest, entfloß aber dazwischen

mehrmals in sein Stübchen, um den aufsteigenden Kummer niederzukämpfen. Als aber der Christmorgen dämmerte, erwachte Sara durch die weiche, glockenreine Knabenstimme ihres Liebling's, der vor der Kammertür sang:

„Kommt und laßt uns Christum ehren,  
Herz und Sinnen zu Ihm lehren,  
Singet fröhlich, laßt euch hören,  
Wertes Volk der Christenheit.

Sehet, was Gott hat gegeben,  
Seinen Sohn zum ew'gen Leben!  
Dieser kann und will uns heben  
Aus dem Leid ins Himmelsfreud'!“

Hell und jubelnd klangen die letzten Worte, und als Sara heraustrat, sah sie beim Schein der kleinen, bunten Kerze ein klares, heiteres Gesicht, frisch angehaucht von der Morgenluft und erleuchtet von wahrer Christfreude. So feierten die beiden doch ein glückliches Weihnachten zusammen, und am vorletzten Ferientag strich Sara liebevoll über des Knaben Haupt und sagte:

„Du hast dich sehr brav gehalten, mein Sohn. Es ist mir ein Trost. Du wirst auch ernstere Täuschungen tapfer ertragen.“

„Es wurde mir noch oft sehr schwer“, gestand Benjie, „aber ich fand einen so schönen Spruch, der mir half. Ich lernte ihn schon als ganz kleiner Junge von der Großmutter.“

„Wie heißt er wohl?“

„Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden“, erwiderte Benjie. „Das zweite ist mir nie schwer geworden, ich lernte es schon sehr früh; aber das

erste verstand ich noch nicht. Nun hab' ich's versucht. Ich habe recht viel daran gedacht, wie froh meine Una sein mag, und bin selbst fröhlich davon geworden. O Tante Sara, ist's nicht wunderbar, daß uns Gottes Wort immer ratet und immer hilft?"

„Gewiß, mein Kind; wohl dir, daß du das schon so früh erfährst! Aber wer poltert denn die finstere Treppe so eilig hinauf! Leuchte doch ein wenig hinaus!“

Aber schon ward die Thür aufgerissen, und eine kleine, rotwangige, warm eingehüllte Gestalt sprang ins Zimmer und umfaßte den Knaben so stürmisch, daß sie ihn fast umgerissen hätte.

„Da bin ich, du guter, alter Benjie“, rief sie lachend. Ich hab' dich lange warten lassen, gelt? Und du bist mir nicht böse, Tante Sara; ich seh' dir's schon am Gesicht an. O, es war zu schön, zu herrlich! Aber sehen mußt' ich euch noch, darum bat ich den Kutscher, mich hierher zu fahren, nachdem wir Lissie zur Schule gebracht. Morgen ist ja noch frei, da reiten wir zusammen hin auf dem alten, zahmen Schimmelchen.“

So plauderte Una, während Benjie sie aus den Hüllen wickelte und ihr den besten Platz am Feuer einräumte.

„Nein, ich setze mich nicht, eh' ich ausgepackt habe! O, was bring' ich euch alles mit!“

Nun wühlte sie eifrig in der Reisetasche und brachte heraus, was man ihr in den Festtagen geschenkt und was sie beim Spiel gewonnen: Äpfel, Nüsse und buntes Zuckerwerk, für Benjie eine kleine Briestafche und für Sara ein Nadelkissen aus blauem Atlas, mit Goldschnur eingefast.

Sie mußten alles nehmen; das Sträuben half ihnen nichts!

O wieviel hatte sie zu erzählen von dem uralten Schloß der Seytons, von der großen Halle mit dem ungeheuren Feuerplatz, in dem so mächtige Holzflöße loderten, daß am Abend der ganze weite Raum dadurch erleuchtet ward. Dort hatten sich in den Festtagen viele Gäste versammelt mit einer ganzen Schar fröhlicher Kinder. An langer Tafel hatte man das Mahl gehalten, dann aber waren die Tische weggeräumt worden und alt und jung hatte sich an althergebrachten, munteren Spielen ergötzt, die nur zur Weihnachtszeit erlaubt waren. In ein großes, flaches Gefäß voll Wasser wurden Äpfel geworfen, die man nur herausholen durfte, indem man sie mit den Zähnen am Stiel faßte. Ein Haufen Rosinen, Mandeln und Nüsse ward mit etwas Spiritus begossen und angezündet, so daß überall bläuliche Flämmchen emporflackerten. Mit raschem Finger versuchte nun jeder soviel als möglich davon zu erschnappen. In der Mitte des Saales hing ein Büschel Mistelkraut von der Decke herab. Trafen sich nun beim Spiel zwei Kinder unter diesem Büschel, so mußten sie einander etwas schenken und waren für den ganzen Abend Gefährten.

„Und denkt nur“, erzählte Una, „als ich Blindes war, saßte ich gerade unter dem Busch Liffies Bruder Henri beim Rockzipfel, einen großen sechzehnjährigen Jungen, der uns immer ganz entsetzlich neckte. Wir wußten gar nicht, was wir miteinander anfangen sollten. Er schenkte mir aber dies hübsche Riechfläschchen; gewiß hat's ihm seine Mutter für mich gegeben.“

„Was hast du ihm denn geschenkt?“ fragte Sara.

„Ach, ich hatte ja nichts als ein hübsches rotes Zuckerherz, daß ich für Benjie aufheben wollte. Alle lachten, als ich's aus der Tasche zog und ihm hinreichte; er aber hat es gleich mit zwei Bissen aufgeessen, das ärgerte mich recht.“

„Hat Lissie noch mehr Brüder?“ fragte Benjie.

„Eine ganze Menge, drei große und zwei kleine. Sie sind aber ganz anders als du; sie sind wie die Ritterjungen aus alter Zeit, von denen uns Vater erzählt hat. O, wie können sie schießen und fechten, springen und laufen, und wie fliegen sie dahin auf ihren struppigen, kleinen Hochlandponies! Und ich bin mitgeflogen. Wir sind jeden Tag spazieren geritten! Es war aber immer ein alter Reitknecht mit, der acht gab, daß wir's nicht zu toll trieben.“

Es war spät geworden, ehe Tante Sara ernstlich zum Schlafengehen mahnte. Unas Gutenachtgruß für beide war sehr zärtlich, aber ein Wort des Bedauerns, daß sie Benjies Erwartungen so bitter getäuscht, sprach sie nicht aus; sie hatte alles vergessen über der eigenen Lust.

Dennoch schlief der gute Junge fröhlich und beruhigt ein. Sie war ja so glücklich gewesen, und hatte kein Wort von den Stuarts gesprochen; auch nicht auf der Treppe vor Benjies Kammertür, wo sie sonst so gern ihr Herz von irgend einem wichtigen Geheimnis erleichterte. Wenn die Seytons wirklich Freunde der Stuarts waren, so mochten sie wohl auch ihre Treue im innersten Herzen verbergen und keine törichten Hoffnungen mehr hegen.

Das neue Schuljahr begann und brachte für Una

schwerere Aufgaben und angestrengtere Arbeit. Düsteres, nebligtes Wetter, Stürme und Regengüsse machten das Spielen im Freien unmöglich; es kam sogar mancher Sonnabend, wo Benjie dadurch verhindert wurde, die kleine Schülerin heimzuholen. Da schlich sich zuweilen leise das Heimweh in ihr sonst so fröhliches Herz; denn auch die freundlichste Lehrerin kann Elternliebe nicht ersetzen, und eine ganze Schar Freundinnen wiegen ein treues Schwesterlein nicht auf.

Man schrieb zu jener Zeit noch nicht so viel Briefe als jetzt, aber man schrieb sie sorgfältiger. Darum mußten auch Madame d'Arglades Zöglinge am letzten Tage jedes Monats einen Brief an ihre Eltern aufsetzen, der dann aufs sauberste ins Reine geschrieben und womöglich mit künstlich verschnörkelten Anfangsbuchstaben verziert ward. Wohl freuten sich die Eltern an der zierlichen Handschrift und guten Satzbildung, aber das warme Herz konnte man in einem solchen Briefe nicht ausschütten. Regelmäßig traf dann die Antwort der Eltern ein, enthielt aber auch mehr Ermahnungen und Liebesversicherungen, als eingehende Schilderung des Lebens im Vaterhause. Desto inniger sehnten die gefangenen Vöglein die Sommerferien herbei, wo sie alle ausfliegen durften, um sechs lange Wochen hindurch wieder recht warm zu werden im heimischen Neste. Als der Winter vergangen war, und die Bäume im alten Klostergarten wieder grüntem, fing Una schon an, die Tage zu zählen, die noch verstreichen mußten, ehe sie am Herzen der Mutter ruhen und die Hand des Vaters fassen durften.

Endlich, endlich kam der schöne, warme Sommertag,

da die beiden Kinder der Heimat zufuhren. Man hatte ihnen die lustigen Sitze auf dem Dach der großen Postkutsche angewiesen, damit sie nach Herzenslust um sich schauen könnten und den Schummer des dicken alten Ehepaars, das im Innern saß, durch ihr lebhaftes Gespräch nicht störten. Tante Sara war für dieses Jahr daheim geblieben; sie wollte das Gut erst wieder betreten, wenn alle Spuren der Plünderung vertilgt sein würden.

Lange waren sie durch Waldesdunkel gefahren; jetzt erreichten sie wieder offenes Land. Una jauchzte und sprang so hoch in die Höhe, daß Benjie sie erschrocken am Röckchen festhielt. Dort drüben lag ja die malerische Hügelkette, an deren Fuße das Waterhaus stand. Hoch empor ragte die Bergspitze, die sie einst mit dem Vater erstiegen hatten. Bald hielt die Kutsche vor dem Gasthause an der Landstraße. Leichtfüßig sprang Benjie herab und fing Una mit den Armen auf. Da flog sie aber schon wie ein Vöglein dem Reiter entgegen, der eben heransprengte. „Water, Water!“ rief sie jubelnd, und hing bald an seinem Halse. Aber auch Benjie ward in die kräftigen Arme seines Herrn geschlossen und bekam einen väterlichen Kuß auf die Stirn, der ihn hoch erröthen ließ. „Willkommen, meine Kinder!“ sprach Herr Arthur bewegt. „Traurig seid ihr ausgezogen, glücklich und hoffnungsvoll kehrt ihr heim; Gott sei Dank dafür.“

Bald trabten sie fröhlich der Heimat zu; Una saß auf einem Kissen hinter dem Vater, Benjie ritt einen der munteren Ponies, die für jetzt die edeln, von den Engländern weggeführten Rosse ersetzen mußten. Zuerst fragte und plauderte Una nach Herzenslust, ward aber stiller

und ernstler, als man sich dem Gute näherte. Dort war ja das Gehölz, wo die Soldaten unter der Eiche gelegen, dort grünte die Wiese, wo sie die Schürze voll Blumen gepflückt, und dort oben ragten die düstern Felsen empor, die den See verbargen! Plötzlich standen die Ereignisse des vorigen Jahres lebhaft vor ihrer Seele. Dem Vater mochte es ebenso gehen; er wandte sich um, und sein ernstler Blick begegnete ihren tränenfeuchten Augen. „Du wirst es nie vergessen, mein Kind“, sagte er leise; „es wird dich zum Gehorsam mahnen und vor Leichtsinne warnen.“

Aber jetzt kamen sie zum Parktor; Edith und Lili sprangen ihnen entgegen; die Mutter, das rotwangige Brüderchen an der Hand führend, folgte langsam nach. O, welch fröhliches Wiedersehen ward da gefeiert! Man gab die Pferde in des Dieners Hand, und alle gingen dem Hause zu, Una zwischen den Eltern. Klein-Arthur aber, der sonst sehr schüchtern war, ließ sich willig von Benjie auf den Arm nehmen, als fühle er sich geborgen am Herzen des treuen Knaben. Im Park hatte man die Spuren der argen Verwüstung schon ziemlich getilgt; junge Bäume waren gepflanzt worden, frisches Gras bedeckte den Boden. Doch vermißte Una schmerzlich die alten, schönen Kastanien, in deren Schatten sich's so herrlich ruhen und spielen ließ. Und wo war der ehrwürdige Turm, das Andenken an vergangene Heldenzeit? Ach, man hatte ihn als Trümmerhaufen wiedergefunden! Auch die Zieraten, Wappen und Türmchen, die das Haus geschmückt, waren theils zerbrochen, theils verschwunden; den schönen, steinernen Brunnen im Hofe hatte man durch einen schlichten, hölzernen ersetzt. Vieles, vieles, was

den Kindern lieb und wert gewesen war, fanden sie nicht wieder! Auch in den trauten Räumen des Hauses sah es noch recht kahl und öde aus. Vom alten, stattlichen Hausrat war nur wenig unverfehrt geblieben, und das neu Angeschaffte war von einfachster Art. Aber die Mutter litt es nicht, daß Una allzusehr darüber klagte. „O mein Kind“, sagte sie, „wir haben das beste, den lieben Vater, wieder; alles andere misse ich gern. Gott hat alles uns zum Segen gewendet; du wirst es selbst erkennen, wenn du älter und verständiger wirst. Aber ihr werdet hungrig sein nach der langen Reise. Edith ruft zum Abendessen; sie ist mir schon eine treue Helferin, weit mehr als meine kleine, wilde Una in ihrem Alter war.“

Daß sich auf dem Gute manches geändert hatte, merkten die Kinder bald, als sie in den nächsten Tagen Höfe und Ställe besuchten, Dorf und Umgegend durchstreiften. Die Dienerschaft war nicht mehr so zahlreich als früher, arbeitete aber mit weit größerem Eifer. Die Felder waren sorgfältiger bestellt; man hatte sogar schon ein großes Stück Heide land urbar gemacht und mit Getreide besät. Steingeröll war entfernt, Wege wurden angelegt und Obstbäume gepflanzt. Selbst im Dorfe konnte man schwache Versuche zur Herstellung von Ordnung und Reinlichkeit bemerken. Man sah sogar reingewaschene Kinder, die mit Eifer in den kleinen Gärtchen gruben und pflanzten, statt sich balgend im Schmutze zu wälzen.

„Wie hast du die Leute so fleißig und ordentlich gemacht, Vater?“ fragte Una verwundert. „Du sagtest früher oft, sie würden nie anders werden.“

„Ich habe den Rat deines alten Freundes, des englischen Offiziers, befolgt“, erwiderte Herr Arthur. „Ich habe Land und Leute angeschaut und für Kopf, Herz und Hände reichlich zu tun gefunden. Sieh, mein Kind, unser Vaterland ist an Wohlstand und Bildung gegen andere Länder zurückgeblieben, und daran sind auch wir Edelleute schuld. Wir wollten nur das Schwert führen, aber nicht den Pflug, und unsere Untertanen folgten diesem Beispiel. Wenn es zum Kampf ging, waren sie voll Feuereifer; die mühsame, schlichte Arbeit sagte ihnen wenig zu. Nun müssen wir ihnen durch Wort und Tat zeigen, daß eine neue Zeit gekommen ist. Sie sollen uns nicht mehr blindlings nachfolgen zu Krieg und Fehde, aber sich auch nicht mehr müßig von uns erhalten lassen, sondern nach und nach freie Männer werden, die sich am eigenen, kleinen Besitztum erfreuen. Es wird viel Zeit und Geduld kosten, ehe sie das begreifen, aber mit Gottes Hilfe wird es gelingen.“

„Willst du denn nun gar nicht mehr fechten und schießen, reiten und jagen, Vater? Das wäre doch sehr schade!“ meinte Una.

„Ich will es noch tun zur Uebung und Erholung. Aber meine beste Kraft will ich darauf wenden, meine Kinder zu erziehen, mein Land wieder zum Wohlstand zu bringen und meine Untertanen selbständig und glücklich zu machen.“

Una schwieg eine Weile nachdenklich, dann fragte sie zögernd: „Darum hast du dir wohl auch keinen Waffensaal mehr eingerichtet, Vater? Ich habe im ganzen Hause gesucht, aber keinen gefunden.“

„Ich bedarf seiner nicht mehr“, war die kurze Antwort.

„Vater, o sage mir nur noch eins! Wo ist denn Großvaters Schwert hingekommen? Es hängt nicht bei den wenigen Waffen in der Halle.“

Una bereute fast ihre Frage, denn des Vaters Blick ruhte düster auf ihr.

„Ich hoffte, du habest das längst vergessen“, seufzte er. „Komm, laß uns unter jenem Baume ein wenig ruhen; ich will dir alles erzählen. Als sich der kleine Rest unseres tapferen Heeres nach der Schlacht bei Culloden in wilder Flucht zerstreute, hing das gute Schwert an meiner Seite mit mancher frischen Scharte und manchem Blutflecken. Schwerverwundet irrte ich einige Tage umher, bis ich zuletzt ohnmächtig mitten auf der Heide zusammenbrach. In einer Hirtenhütte erwachte ich wieder und ward von den treuen, weltfremden Männern liebevoll gepflegt. Bald aber kam die Kunde, daß Rotröcke in der Nähe seien. In Felle gekleidet, ein altes Plaid über der Schulter, entfloh ich höher ins Gebirge, nichts mitnehmend als mein Schwert und den kleinen Dolch, meinen steten Begleiter. In pfadloser, ganz menschenleerer Wildnis fand ich einen düsteren Bergsee, nicht so freundlich wie der unsere, umgeben von kahlen, zackigen Felsen. Dort ruhte ich in tiefer Verlassenheit; der Jammer über das Scheitern aller unserer Hoffnungen übermannte mich, und ich schleuderte das Schwert meiner Ahnen laut schluchzend in die stille, unheimlich dunkle Flut!“

Una schmiegte sich an den Vater; große Tränen rollten über ihre Wangen.

„Dort mag es ruhen“, fuhr Herr Arthur nach einer Weile fort, „damit es nie im Dienste eines andern geführt wird, nachdem es ein so edles Heldengeschlecht in manchem Kampfe verteidigte. Und wie das Schwert verborgen liegt, so soll auch unsere Treue gegen das Haus Stuart verborgen ruhen in unserm Herzen, denn seine Herrlichkeit ist zu Ende! Ich werde nicht mehr mit dir davon sprechen und wünsche auch, daß du von nun an darüber schweigst.“

„Auch gegen Lissie Seyton?“ fragte Una leise.

„Ach gegen sie. Ich weiß, daß ihr Vater ebenso denkt wie ich. Der Untergang eines Herrscherhauses ist kein Gegenstand für Kindergeschwätz.“

„Das fühlte ich zuweilen selbst, lieber Vater“, sagte Una sehr ernst; „ich will gern darüber schweigen, wenn ich's auch nimmer, nimmer vergessen kann!“

„Nun komm, Kind; bei frischer Arbeit überwindet man die Schwermut am besten! Wir wollen anfangen, den Blumengarten instand zu setzen, der noch ganz wüste liegt. Suche auch Benjie, er soll uns tüchtig dabei helfen.“

Benjie war leicht zu finden. Wenn er nicht im Hofe mit Klein-Arthur und Lillas spielte, die wie Kletten an ihm hingen, hockte er gewiß vor dem Bücherschrank im Bibliothekzimmer und prüfte die geliebten, leider meist stark beschädigten Bände. Man hatte sie alle auf einem Haufen liegend gefunden; vielleicht hatten sie die Soldaten verbrennen wollen und waren daran verhindert worden. In den Winterabenden hatte sich Herr Arthur viel Mühe gegeben, sie zu reinigen und so gut als möglich auszubessern. O wie hüpfte Benjies Herz vor Freude, daß er

jetzt schon viel mehr von ihrem Inhalt verstand als im vorigen Jahre! Was konnte es doch Schöneres geben, als lernen und studieren! Aber durfte er es auch mit gutem Gewissen tun? Diese Frage quälte ihn oft, bis sein guter Herr sie ihm lösen half.

„Benjie“, sagte er eines Tages, „es sind mir schöne Schafe zum Kauf angeboten worden; soll ich sie nehmen?“

„Ich habe auch schon daran gedacht“, erwiderte der Knabe mit zuckender Lippe; „es ist viel zu viel Gras für die wenigen Rühe. Es ist gut, daß ich da bin, so kann ich sie gleich in Empfang nehmen.“

„So war's nicht gemeint, mein Sohn“, entgegnete Herr Arthur lächelnd; „ich wollte nur wissen, ob ich einen neuen Hirten anstellen darf, ohne dir das Herz zu brechen?“

„O lieber Herr, scherzen Sie nicht darüber; es ist mir heiliger Ernst! Darf ich wohl dem Beruf meiner Ahnen untreu werden? Und doch treibt mich etwas so mächtig zum Studieren. O sagen Sie mir: Ist es etwas Böses?“

„Nein, Benjamin; es ist Gottes Ruf! Du sollst ja ein Hirte bleiben. Gott wird selbst zu dir sprechen, wie zu Petrus: ‚Weide meine Schafe!‘ Du wirst einst ein treuer Prediger des Evangeliums werden!“

„Soll es wirklich sein?“ fragte der Knabe. „O, es ist mir zu hoch! Ich bin viel, viel zu geringe dazu! O, wenn die Großmutter das wüßte und der Vater!“

Er küßte die Hand seines Herrn, sprang dann davon und blieb lange allein in seinem Kämmerchen. Als er wiedertam, leuchtete sein Angesicht wie verklärt; er hatte

mit dem Himmels Herrn gesprochen und im Geist den Ruf vernommen: „Weide meine Schafe!“

Ganz harmlos fröhlich gaben sich nun die Kinder der Ferienfreude hin, nachdem sie ihre ernstesten Gedanken ausgesprochen hatten, und Benjie war munterer als je zuvor. Sie halfen bei aller Arbeit in Garten und Feld. Sie trugen den Schnittern Speise und Trank hinaus und kehrten blumenbekränzt und singend heim. Sie tummelten sich zwischen den Heuhaufen und thronten stolz wie Könige auf den hochbeladenen Erntewagen. Sie machten mit dem Vater weite Ritte ins Land, wenn er wegen allerlei Geschäften die Nachbarn besuchte, und kurz vor Schluß der Ferien ward das erste fröhliche Erntefest auf dem Gute gehalten, bei dem es Kuchen und Milch gab für alle Dorf-kinder, selbst für solche, die nur im groben Hemdchen erschienen; barfuß liefen sie alle. Nur allzu schnell waren die sechs Wochen vergangen; doch kehrte nicht nur Benjie, sondern auch Una gern zur Arbeit zurück. Sie wollte noch viel fleißiger lernen als bisher, um den Eltern eine rechte Gehilfin, den Schwestern aber, die man nicht in die Schule schicken wollte, eine gute Lehrerin zu werden.

### 10. Una mein!

Die Jahre kamen und gingen, und die beiden, die einst an einem Tage die Neuglein geöffnet hatten, waren längst keine Kinder mehr. Es war wieder einer jener milden, klaren Sommertage, die in Schottland nicht allzu häufig sind, als ein schlanker Jüngling die Landstraße

entlang wanderte, die von dem kleinen Gasthause zum Gute der Magwells führte. Sein Gesicht war allzu schmal und blaß, um schön zu sein; aber die hohe, edle Stirn, die leuchtenden Augen und der feine, freundliche Mund verrieten einen hohen Geist und ein liebeiches Herz. Die damals übliche Perücke hatte er verschmäh't, in weichen Locken quoll das schwarze Haar unter der Sammetmütze hervor; die feine, dunkle Kleidung verriet den geistlichen Studenten. Es war Benjamin, der seine Uua, ja die ganze Familie, die ihn wie einen Sohn und Bruder liebte, durch sein unverhofftes Kommen überraschen wollte. Die Ferien sollten erst in einigen Wochen beginnen, aber Tante Sara und auch seine Lehrer, die ihn hochschätzten, hatten ihm geraten, jetzt schon die Stadt und die Bücher zu verlassen, um sich in der frischen Landluft zu stärken. Ach, er mußte zugeben, daß er sich matt und elend fühlte, daß sein Kopf schmerzte, sobald er anfang zu lesen, daß ihm selbst das Nachdenken peinlich war.

Schon auf dem Dach der Postkutsche war ihm freier und wohler zumut geworden, jetzt aber wanderte er fröhlich dem Ziele entgegen, da man ihm geraten hatte, das Gehen dem Reiten vorzuziehen. Und doch fand er den Weg recht weit. Warum mußte er doch so oft im Schatten ausruhen, um Atem zu schöpfen? Wie oft hatte er als Knabe den Briefbeutel nach dem Gasthause getragen und war leichtfüßig hin- und zurückgelaufen ohne Ermüdung.

Nun, dort teilte sich ja schon der Weg. Er wählte nicht den breiten, der zum Parktor führte, sondern schlug den schmalen Pfad zum Dorfe ein. In einem der jetzt so freundlichen Häuschen wollte er sich vom Staube reinigen

und mit etwas Milch erquicken. Wie willkommen er dort sein würde, wußte er. Die Kinder sprangen ihm entgegen; jedes wollte ihm ein Sprüchlein sagen, das es in des Pfarrers Sonntagschule gelernt. Die Größeren zeigten mit Stolz ihre Fortschritte im Lesen, und er belohnte sie mit Pfennigen und Zuckerstengeln, die er vorsorglich zu sich gesteckt. Als sie ihn aber in fröhlichem Zuge nach dem Herrenhause begleiten wollten, scheuchte er sie zurück; er wollte ja seine Una überraschen.

Ja, wenn er auch nur einige Wochen jedes Jahres mit ihr verlebte, so war sie doch seine Una geblieben. Ihr frisches Kindergesicht hatte sich wenig verändert, aber ihr Uebermut hatte sich in liebliche Heiterkeit verwandelt. Mit schweesterlicher Liebe hing sie an dem treuen Gespielen, ja sie sah sogar mit Ehrfurcht zu ihm auf, seit er so sehr gelehrt geworden. Wie freute er sich, sie so munter und geschäftig im Hause walten zu sehen; wie wollte er alle die zierlichen Arbeiten bewundern, mit denen sie und die Schwestern die verödeten Zimmer jedes Jahr mehr schmückten. Und wie gern hörte er sie singen! Sie besaß jetzt selbst ein so wunderbares Klavier und begleitete kunstreich den Gesang der alten Heldenlieder, die er so sehr liebte, obgleich darin meist die Stuarts verherrlicht wurden. Ja, sie war die Sonne des Hauses! Alle liebten sie zärtlich, und er gönnte sie ihnen, denn die kindische Eifersucht meinte er längst überwunden zu haben. Sie blieb ja doch seine Una! Das letzte Weihnachtsfest hatte sie mit Edith im Hause der Seytons verlebt, da die beiden edeln Familien seit einigen Jahren durch herzliche Freundschaft verbunden waren.

In freudiger Erwartung schritt er der Hofmauer entlang bis zur Rosenhecke des Blumengartens, in dessen lustiger Laube die Mädchen gern mit ihrer Handarbeit saßen, während Klein-Arthur, jetzt ein munterer achtjähriger Knabe, um sie her spielte oder unter Unas Aufsicht eine Aufgabe lernte. Schon wollte Benjamin das Pfortlein öffnen, als er drinnen eine wohlklingende Männerstimme sprechen hörte. „Meine Una!“ vernahm er deutlich; es war nicht die des Vaters! Da fuhr er zurück und tat etwas, das er nie zuvor getan: er lauschte, bog die Hecke ein wenig auseinander und blickte verstoßen hindurch. Die Laube war leer, aber auf dem Bänkechen unter der tief herabhängenden Esche, das er selbst gezimmert, saß Una und ein junger Edelmann in vornehmer Kleidung. Jetzt hob er den Kopf, es war Henri Seyton; Benjie erkannte ihn gleich, wenn er ihn auch nur einmal in Edinburg flüchtig gesehen hatte. Schön und glücklich sahen die jungen Gestalten aus, die Hand in Hand zwischen den grünen Zweigen ruhten, aber Benjamin hatte genug gesehen und gehört. Sie war nicht mehr seine Una!

Er weinte und jammerte nicht, wie er als Knabe getan; gebeugten Hauptes ging er ganz still fort, ohne zu wissen wohin, durch die Felder, durch die Heide bis an den Waldestrand. Dort übermannte ihn die Mattigkeit und er sank zu Boden. Friedlich lag das Tal vor ihm; hinter den Bäumen des Parks neigte sich die Sonne zum Untergang. „So ist meine Sonne untergegangen“, dachte er, „es ist finster geworden, und ich bin allein. Ich will einsam fortgehen in die Welt hinaus und nie wieder

hierherkommen. Sie sind glücklich dort unten, was fragen sie nach dem armen Benjie?" Bald aber schämte er sich solcher Gedanken. O wie hatten sie ihn mit Liebe und Wohlthat überschüttet von klein auf! Ach wie töricht und weltfremd war er doch! Es mußte ja so kommen; sie konnte ja nicht immer nur das freundliche Herrenkind und seine Una bleiben. Aber es tat ihm so weh, daß er sie verlieren mußte, und noch weher tat es ihm, daß er sich ihres Glückes nicht freuen konnte. „O Gott, tröste Du mich“, seufzte er; „reiß alle Selbstsucht aus meinem Herzen und gib mir wahre Liebe!“ Ganz still lag er da und horchte auf die innere Stimme, die zu ihm sprach: „Gib mir, mein Sohn, dein Herz, und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen.“ Da ward es licht in ihm. „Ja, Herr“, sprach er leise, „Dir will ich mein Herz schenken, Dir ganz allein! An nichts anderes will ich es hängen. Du kannst mir nie genommen werden; Deiner Liebe will ich mich trösten, wenn ich einsam durchs Leben wandern soll.“

Noch ehe es ganz dunkel war, erhob er sich, schritt langsam dem Herrenhause zu und trat in die Halle, als man sich eben zum Abendessen setzen wollte. Una bemerkte ihn zuerst, flog ihm entgegen und rief:

„O Benjie, wie schön, daß du heute schon kommst, am glücklichsten Tag meines Lebens! Ich bin eine Braut, Benjie; siehst du mir's nicht an? Sieh, das ist Henri Seyton, dem ich vor sieben Jahren das Zuckerherz schenkte. Dies Weihnachten haben wir uns wieder unterm Mistelbusch getroffen, und er hat viel, viel mehr verlangt als ein Zuckerherz. Gestiern ist er gekommen und hat sich

von den Eltern die ganze, kleine Una schenken lassen! Aber deinen Segen brauchen wir auch, denn du bist mein Schutzengel gewesen von klein auf!"

„Ja, Benjamin“, sprach der ritterliche, junge Edelmann herzutretend, „nimm mich auch zum Bruder an und laß mich teilhaben an deiner reichen Liebe!“

Da ward es klar und ruhig in Benjamins Herzen; er faßte die Hände der beiden und sprach in tiefer Bewegung: Gott segne euch beide, hier auf Erden und einst in alle Ewigkeit!“

Dann aber zogen sie ihn zum Tische und nötigten ihn, sich mit Speise und Trank zu erquicken, denn Una meinte, er sehe ganz schrecklich elend aus, der weite Weg in der Abendluft habe ihm wohl geschadet. „Und daran ist nur die dumme Postkutsche schuld, die sich so sehr verspätet hat; sie wird wirklich jede Woche langsamer!“

Es fiel niemand auf, daß Benjamin sich in den nächsten Tagen sehr zurückzog, er bedurfte ja der Ruhe so dringend. Nur Frau Margarets geübtes Auge sah den Kampf, der in des Jünglings Seele vorging, doch rührte sie nicht daran, zeigte ihm aber desto mehr mütterliche Liebe. Henri Seyton verweilte nur kurze Zeit bei seiner Braut. Bis zur Hochzeit im nächsten Frühjahr sollte er sich in die Verwaltung eines entfernten Stammgutes seiner Familie einarbeiten, um Una dann dorthin heimzuführen.

Trotz ihres Glückes brach Una zuweilen plötzlich in Tränen aus bei dem Gedanken, Eltern und Geschwister so bald auf immer verlassen zu müssen. Freilich war dieser Kummer ebenso schnell wieder gestillt, nur ihre Bärtlichkeit gegen alle die Lieben ward täglich größer.

„Dich aber will ich bei mir haben, Benjamin“, sagte sie eines Tages, „wir gehören zusammen von klein auf! Zu Henri's Schloß gehört eine hübsche, uralte, mit Efeu bewachsene Dorfkirche; das Pfarrhaus ist freilich recht baufällig, aber der alte Pfarrer will nichts daran ändern lassen. Wenn du ausstudiert hast, setzen wir ihn zu Ruhe, bauen das netteste Häuschen, was sich nur denken läßt, und holen dich da hinein als unseren treuen Lehrer und Berater. Es ist nicht weit von der See, da sollst du frisch und gesund werden, und unsere Leute sollen brav und fromm werden unter deinem milden Hirtenstab. Auch für Henri wirst du sehr gut sein; er ist von kriegerischem Blut und manchmal allzu hitzig!“

Einige Wochen der Ruhe in der frischen Landluft hatten Benjie gut getan; er war stiller als sonst, aber die Mattigkeit war gewichen und er sehnte sich wieder nach seiner Arbeit. Da kam eines Tages ein Brief von Tante Sara's Hauswirtin. Die des Schreibens unkundige Jenny ließ herzlich bitten, der Herr Student möge doch heimkommen. Miß Sara sei ernstlich erkrankt, zum erstenmal in den fünfzehn Jahren, die sie bei ihr diente. Aber sie sei eine sehr ungeduldige Patientin und wolle durchaus nicht im Bett bleiben. Es habe eben niemand Gewalt über sie als der junge Herr! Benjamin kam, verwandelte in kurzer Zeit die unleidliche Patientin in eine sehr fügsame und pflegte sie wochenlang mit kindlicher Treue. Wohl genas sie wieder, aber ihre Kraft war gebrochen; das Alter machte sich geltend, und statt unermüdet für andere zu sorgen, mußte sie sich nun selbst bedienen lassen. Benjie verließ sie nur noch, um die Vorträge in der Uni-

versität zu hören. Er brachte Bücher und Schreibgerät in ihr Zimmer und war stets bereit, seine Arbeit zu verlassen, um jeden ihrer Wünsche zu erfüllen. Wenn sie sich kräftig genug fühlte, führte er sie Sonntags zur Kirche, und an schönen Tagen machten die beiden langsame Spaziergänge auf der sonnigen Seite der Straße. Wohlgefällig sahen die Nachbarn die Treue des Jünglings und schickten manch köstliche Erquickung für die Kranke und ihren Pfleger.

Der lange Winter war vergangen, und der Frühling brachte Unas Hochzeitstag, aber auch einen neuen, heftigen Krankheitsanfall für Tante Sara, so daß Benjamin nicht daran denken konnte, sie zu verlassen. Einige Tage später kam von Ediths Hand ein ausführlicher Bericht über das frohe Fest, so daß die beiden Einsamen es im Geist noch einmal durchlebten. Aber sie wußten nicht, welches seltsames Hochzeitsgeschenk das junge Paar noch zuletzt erhalten hatte. Als der schwerfällige, hochbeladene Reisewagen schon vorgefahren war, der die Neuvermählten in die ferne Heimat führen sollte, rief sie Herr Arthur noch einmal in sein eigenes, kleines Zimmer. Dort öffnete er das geheime Fach des Schreibpultes und brachte eine kleine, silberne Kapsel heraus, die an einem verblichenen Seidenbande hing.

„Mein teures Kind“, sprach er zu Una, „es sind viele Jahre her, seit wir einander gelobten, unsere Treue gegen das ehrwürdige Königshaus der Stuarts im innersten Herzen zu verschließen. Wir haben beide Wort gehalten; dennoch hat uns zuweilen ein Blick, ein Seufzer oder eine Träne verraten, daß wir wohl schweigen, aber nicht vergessen können. Mit dir, meine Una, scheidet die einzige aus dem Hause, die in diesem Stücke mit mir eins ist.“

Darum nimm hier das Andenken, das mir aus jener unvergeßlichen Zeit geblieben ist."

Er öffnete die Kapsel und hob eine weiche, lichtbraune Haarlocke heraus.

"O Vater", fragte Una leise, "ist sie von ihm?"

"Ja, sie ist von unserem teuren Prinzen! Nach dem Treffen bei Preston forderte er mich auf, mir eine Gnade auszubitten; ich bat um eine Locke seines Haares. Er schnitt sie selbst ab, reichte sie mir und küßte dabei meine Stirn. 'O, wären alle so wie du!' seufzte er. 'Andere bitten um Gold, das ich nicht besitze, um Ehrenstellen und Grafenkronen in dem Königreich, das ich noch nicht regiere.' Ich aber fiel ihm zu Füßen, küßte seine Hand und barg das Geschenk an meiner Brust, wo es die ganze bange Zeit der Flucht gelegen hat, oft betrachtet, oft mit Tränen benetzt!"

"O Vater", entgegnete Una, "ist nicht dies kostbare Andenken Klein-Arthurs Erbteil?"

"Nein, er soll nicht einmal davon wissen! Er soll in Frieden aufwachsen und mit Herz und Hand dem König dienen, den Gott über ihn gesetzt hat. In dir, mein Henri, wallt das heiße Blut deiner Ahnen, die stets bereit waren, das Schwert zu ziehen im Dienste der Stuarts. Aber es hat Gott gefallen, dies edle Geschlecht in Vergessenheit sinken zu lassen, und wehe dem, der wider Gott streitet! Locken pflegt man aufzubewahren zum Andenken an geliebte Tote. So und nicht anders sollt auch ihr dies teure Vermächtnis ansehen!"

Ehrfurchtsvoll betrachteten beide die Locke und küßten sie; Henri aber sprach: "Mein teurer Vater sagte mir

dasſelbe, und mir ziemt es, Euer Wort zu ehren und zu gehorchen.“

Als ſie tiefbewegt das Zimmer verließen, ruhte das koſtbare Andenken an Unas treuem Herzen. —

Tante Sara genas nicht wieder. Nach laugem, geduldigen Leiden entſchlief ſie ſanft in den Armen ihres lieben Sohnes Benjamin, wie ſie ihn in dem Teſtament nannte, das ihn zum Erben ihrer geringen Habe einſetzte. Herr Arthur kam, um die Entſchlafene zur letzten Ruhe zu begleiten, und ſorgte väterlich für den einſam Zurückbleibenden. Am liebſten hätte er ihn mit heimgenommen, aber der Winter war vor der Thür, und Benjamin wollte ihn zu fleißigem Studieren benutzen, um alles Verſäumte nachzuholen. „Ich werde die Trauer am beſten überwinden, wenn ich fleißig arbeite“, ſagte er. „Tante Saras innigſter Wuſch war, daß ich ein Prediger werden ſollte; aber ach, es fehlt mir noch viel, ehe ich dies hohe Ziel erreiche.“

Den Winter hindurch ſchien alles gut zu gehen. Benjies Briefe erzählten nur von ſeinem Studium, auch von einem Streite, der zwiſchen einigen Lehrern der Uni-verſität ausgebrochen war, an dem er aber nur wenig teilnahm. Ueber ſein Befinden ſchwieg er gänzlich; darum hoffte man, daß es ihm wohlgehe.

Aber an einem der erſten warmen Frühlingstage kam der Stallbube des Gaſthauſes eilig angeritten und bat, man möge doch den Wagen hinauſſchicken. Der junge, gelehrte Herr ſei mit der Poſtkutſche angekommen, könne aber weder reiten noch gehen, er ſei allzu ſchwach. Das war eine traurige Botſchaft! Frau Margaret rüſtete ſchnell

alles zum Empfang des Kranken, und in kurzer Zeit lag er wohlgebetet und aufs beste gepflegt im behaglichen Zimmer. Aber ach, das geübte Auge der Herrin erkannte nur zu deutlich, daß die böse zehrende Krankheit, die einst die Mutter so früh hingerafft, nun auch den Sohn ergriffen hatte. Einige Tage lag er ganz still, da das Sprechen ihm Schmerzen bereitete, nur mit dankbarem Blick und Händedruck jede Erquickung annehmend. Endlich taten die Mittel, die der erfahrene Hausmeister aus kräftigen Kräutern selbst bereitete, ihre Wirkung. Benjamin erholte sich etwas und konnte im Lehnstuhl am offenen Fenster sitzend Frau Margaret erzählen, wie alles gekommen sei:

„Ich glaube, ich bin nie mehr gesund gewesen seit Tante Saras Tode. Ich fühlte mich sehr verlassen ohne sie und hatte oft bitteres Heimweh nach dem Gute, nach Una und nach euch allen. Aber ich schämte mich meiner Schwachheit und suchte sie ernstlich zu überwinden durch fleißiges Studieren. Wie schwer es mir ward, wie Brust und Kopf schmerzte, wenn ich lange über den Büchern saß, sagte ich niemand. Wem sollte ich damit zur Last fallen? Da erhob sich ein Streit auf der Universität um ernste Fragen aus Gottes Wort. Etliche hielten treu an der Wahrheit fest, andere wollten menschliche Weisheit hineinmischen. Das betrübte mich tief, aber als ich mich ganz davon zurückzog, schalt man mich gleichgültig und feige. Ach, ich hasse allen Streit! Ich wollte ein Bote werden, der den Frieden verkündigt; zum Streiten passe ich nicht. Aber sie drängten mich hart, und ich arbeitete mit großem Fleiß einen Vortrag aus, in dem ich die schlichte, göttliche Wahr-

heit verteidigte. Zum erstenmal sollte ich vor einer Versammlung sprechen; schon der Gedanke daran ließ mich erbeben. Als ich nun an dem erhöhten Pult stand und viele Augen auf mich gerichtet sah, überfiel mich ein Schwindel, doch bezwang ich ihn und fing an zu reden. Bald vergaß ich alles um mich her und sprach laut und begeistert. Plötzlich aber schwanden mir die Sinne, ich hörte noch einen leisen Schreckensruf unter den Zuhörern und verlor das Bewußtsein. Als ich erwachte, lag ich auf einem Ruhebett, und ein Arzt war um mich beschäftigt; Blutspuren bemerkte ich auf meinem Gewand. Man brachte mich nach Hause, und der Arzt besuchte mich täglich, obgleich ich mich leichter fühlte als zuvor. Endlich bat ich ihn, mir ganz frei zu sagen, wie es um mich stehe; ich wolle alles gerne aus Gottes Hand nehmen.“ Hier schwieg der Kranke eine Weile und seufzte schwer. „Und er sagte mir“, fuhr er leise fort, „daß ich nie ein Prediger werden könne; meine Brust sei viel zu schwach dazu. Wohl könne ich noch einige Jahre leben, aber jede ernste Arbeit sei mir gefährlich. So ist alles aus, was ich so lange ersehnt. Gott will meines Dienstes nicht! Ich bin ein weggeworfenes Werkzeug, niemand nütze und allen zur Last! Einige Tage noch blieb ich einsam, dann trieb mich's mächtig zu euch.“

Ganz ruhig, aber unendlich traurig hatte der Jüngling gesprochen. Frau Margaret streichelte seine magere Hand; endlich sagte sie sanft:

„Weißt du noch, Benjie, was du vor Jahren tatest, wenn ein recht zartes Lamm unter deiner Herde war? Du ließest es nicht bei den andern, du nahmst es mit in

deine Hütte, ja du trugst es an deiner Brust. Vielleicht bist du ein solches Lamm, das der gute Hirte bald heimholt in sein Haus, weil es allzu zart ist fürs rauhe Erdenleben. Aber Gott allein kennt die Zahl unserer Jahre; darum dürfen wir nicht verzagen und müssen alles tun, dein junges Leben zu erhalten. Damit dir es aber leichter wird, alles von mir hinzunehmen, mir alles zu klagen und nie, nie zu denken, daß du mir zur Last bist, so nenne mich nicht mehr Herrin, nenne mich Mutter! Mein Herz schlägt dir schon längst mit Mutterliebe entgegen, aber solange Tante Sara lebte, mußte ich ihr das Vortrecht lassen.“

Was Mutterliebe tun kann für einen kranken Sohn, das geschah für Benjamin, und am wohlsten tat ihm diese Liebe selbst. War Frau Margaret seine Mutter, so durfte er ja Una Schwester nennen; so war sie doch noch seine Una! Monate vergingen in großer Schwachheit, dann aber begannen sich die Kräfte des Jünglings noch einmal zu heben. Sein Auge ward heller, seine Stimmer kräftiger; Lebenshoffnung erwachte in dem jungen Herzen und die Untätigkeit ward ihm drückend. Klein-Arthur, mit dem er sich sonst so gern beschäftigt hatte, war nicht mehr daheim; man hatte ihn in die große Knabenschule nach Edinburg geschickt, damit er als Liebling des Hauses nicht allzusehr verwöhnt würde. Aber unter den Dorfkindern gab es einige, die gern etwas mehr gelernt hätten, als ihnen in der Sonntagschule geboten werden konnte. Darum lehrte Benjamin oft in eine Hütte ein, um ein ungeschicktes Händchen den Gebrauch des Griffels zu lehren oder das tiefe Geheimnis der Zahlen. Auf seinen Spaziergängen

hing meist eins der Kinder an seiner Hand, während andere um ihn her hüpfen. Als aber rauhes Winterwetter ihn ans Haus bannte, räumte man ihm ein Stübchen im Gesindehaus ein, wo er die Wißbegierigen täglich auf eine Stunde um sich sammeln konnte. Bald durfte er noch eine zweite zulegen, doch wachte Herr Arthur streng darüber, daß es nicht noch mehr ward. Unausprechliche Freude erwuchs dem Jüngling aus dieser kleinen Schule. Was war es für ein Freudentag, als ein großes Paket Bücher, Schreibtafeln, Papier und Federn aus Edinburg eintraf, das er heimlich bestellt hatte und nun an die jubelnden Kleinen austeilte. Ach, er war ja nun reich und konnte schenken nach Herzenslust, denn sein bescheidenes Erbteil dünkte ihm unerschöpflich.

Als der Winter vergangen war, führte er seine kleine Schar hinaus ins Freie, lagerte sich mit ihr auf einer Wiese oder im Waldeschatten und sprach zu den Kindern von den Wundern der Schöpfung und von dem noch größeren Wunder der Liebe Gottes und des Heilandes. „Da ist der gute Hirte mit seinen Schäflein“, sagten die Feldarbeiter, wenn sie die liebliche Gruppe von weitem sahen. Alle waren ihm dankbar, und Gottes Segen lag sichtlich auf seiner stillen Arbeit. Bald machte er große Pläne. „Ich bin ja nun wieder gesund“, sagte er zu Herrn Arthur, „und darf wohl etwas mehr arbeiten. Ich möchte eine richtige Schule gründen für alle Kinder des Dorfes, damit keins ganz unwissend bleibe. Etliche feine Knaben aber, die darunter sind, möchte ich weiter fördern als die andern, damit sie das Glück empfinden, das ich einst empfand, als ich mit Una im Herrenhaus lernen durfte. O,

wie gut hat Gott alles gemacht! Ich passe viel besser dazu, Kinder zu lehren als Erwachsene. Wer weiß, ob ich den Umdank und die bitteren Täuschungen, die ein Prediger erfährt, ertragen könnte. Ich kenne meine Schwachheit nur zu gut! Kinder aber nehmen alles gläubig an, was man ihnen in Liebe bietet, darum sind sie auch die Größten im Himmelreich."

Niemand widersprach ihm, niemand störte ihn in den Vorbereitungen, die er eifrig betrieb. Man hatte außerhalb der Parkmauer eine neue Schäferei angelegt, so daß Benjamins Geburtshäuschen leer stand. Dieses wollte er ausbessern und zu einem Schulhäuschen einrichten lassen. Es konnte ohne sehr große Kosten geschehen; was sollte er auch sonst mit dem ganzen großen Lederbeutel voll Geld anfangen? Nur noch ein wenig stärker mußte er werden, dann konnte er selbst nach Edinburg reisen und viel Schönes einkaufen für seine Schule! Indessen wachten alle, die ihn liebten, ernstlich darüber, daß er sich schonte und pflegte; ach, sie wußten, daß er das kleine Werk, das er so hoffnungsvoll begann, nie vollenden werde. Der Arzt aus Berth, der ihn zuweilen besuchte, hatte es ihnen gesagt. Ein neuer Anfall kam und raubte ihm schnell die Kräfte, die so langsam wieder gekommen waren. Nun fühlte er selbst, daß Gott ihn heimrufe und war bereit zu folgen. Aber o, welch schwerer Tag war es, als er seine Kinder zum letztenmal um sich sammelte, um sie zu entlassen! Wohl hatte Herr Arthur versprochen, das begonnene Werk mit Treue fortzusetzen, aber würde ein Fremder sie so lieben, so verstehen können, wie er, der einst selbst ein armes Knäblein gewesen? Es war der

letzte Kampf, den er zu bestehen hatte, und er bestand ihn siegreich. Es waren Jesu Lämmer, Ihm durfte er sie getrost übergeben. Solange er noch im Lehnstuhl am offenen Fenster sitzen konnte, besuchten sie ihn oft, reichten ihm, auf den Fußspitzen stehend, die Händchen, brachten ihm eine Blume oder eine Frucht und fragten, wann sie wieder zur Schule kommen dürften. Bald aber blieb das Fenster geschlossen, denn er lag still und geduldig auf dem Bette, und Frau Margaret verließ ihn nicht mehr. Sie sah ihm jeden Wunsch an den Augen ab, sie hörte auch, wenn er zuweilen im Halbschlummer leise vor sich hin sprach. Was mochte er wohl gesagt haben, daß sie so schnell hinausging, und bald darauf ein reitender Bote eilig den Hof verließ?

Einige Tage waren seitdem vergangen. Benjamin war heute etwas munterer gewesen und hatte mehr mit der Mutter gesprochen als sonst. Er hatte ihr sein ganzes Herz ausgeschüttet, ihr kleine, längst vergessene, kindische Uebertretungen abgebeten, sein leidenschaftliches Wesen bitter beklagt, und für alles, alles Trost und Vergebung gefunden bei Jesu! Und nun lag er todesmatt und still mit gefalteten Händen, wartend, daß ihn der gute Hirte in Seine Arme nehme. Herr Arthur war leise hereingekommen und hatte sich zu Füßen des Bettes niedergesetzt. Er war nicht so gefaßt wie die Mutter. Was ihm der treue Knabe gewesen, fühlte er erst jetzt recht lebhaft; wieder und wieder erhob er sich, um die bleiche Stirn zu küssen und dem Sterbenden leise Worte des Dankes zuzulüftern. Draußen auf der Schwelle des Hauses und auf der Bank im Hofe saßen einige von „seinen Kindern“.

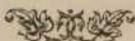
Sie wußten, daß der geliebte Lehrer heute noch in den Himmel gehen würde. Etliche weinten bitterlich, andere malten sich aus, wie wunderherrlich ihn der Heiland, den er so gut gekannt und so sehr geliebt, im Himmel empfangen werde. Zuweilen stand eins auf, klopfte mit leisem Finger an die Thür und fragte ängstlich, wie es stehe. Als es dunkel ward, nötigte man die Kleinen heimzugehen; der Geist des Kranken aber begann zu wandern. Er sprach vom Vater und der Großmutter, von Blumen und Lämmern, von allem, was ihm in frühester Kindheit teuer gewesen. Aber dazwischen schaute er ängstlich um sich und tastete mit der Hand, als suche er etwas. Er konnte das Rollen eines Wagens im Hofe nicht mehr hören; die Mutter aber vernahm es und öffnete die Thür. Eine jugendliche verhüllte Gestalt trat ein, warf Mantel und Schleier ab, und las im Blick der Mutter, wie es stehe. Leise trat sie zum Lager; Frau Margaret schob den Schirm zurück, der die Lampe verdeckte, so daß das rosige, von goldenem Lockenhaar umrahnte Antlitz, das sich über den Kranken beugte, hell beleuchtet ward. „Benjie, mein lieber, treuer Benjie!“ rief die weiche, wohlbekannte Stimme, und die kleinen, warmen Hände faßten die kalte, abgezehrte Hand auf der Decke. Da flog ein Freudenhsimmer über das Antlitz des Sterbenden, sein Mund lächelte, die Augen leuchteten noch einmal auf. „Una mein!“ sagte er innig, die Augen schlossen sich wie zu sanftem Schlummer, und nach wenig Minuten stand das treue Herz still. Die zwei kleinen Worte, die sein Mund zuerst gesprochen, waren auch seine letzten gewesen.

\*

\*

\*

Benjies müder Leib ruhte in dem Erbbegräbnis der Familie, der er so große Treue bewiesen, und sein Andenken blieb in Segen. Uua betrauerte ihn lange und schmerzlich, und dachte seiner noch als eines geliebten Bruders, als ihr Haar schon ergraut war, und muntere Enkel sie umspielten. Es war ein kräftiges, unruhiges Völkchen, aber wenn die Großmutter aus ihrer Jugend erzählte, saßen sie stille und lauschten. Dann brachte sie wohl eine silberne Kapsel heraus und zeigte ihnen zwei glänzende Haarlocken, die darin lagen. Die des Prinzen betrachteten sie neugierig, doch begriff das junge Geschlecht nicht mehr, wie man für ein gesunkenes Herrscherhaus so schwärmen konnte. Aber auf die weiche, schwarze Locke, die Großmama immer noch lieblosend streichelte, fiel manche Träne aus hellem Kinderauge, denn sie war ja von dem treuen Hirten Benjamin, der sein Leben lassen wollte für seinen Herrn und seine Uua.



Von derselben Verfasserin erschienen im gleichen Verlage:

**Sturm und Sonnenschein.** Zwei Erzählungen für die Jugend. Leinenband Mk. 2.25.

„Ich habe kürzlich alles, was von M. Venk erschienen ist, für unsere Bibliothek angeschafft und höre, daß die Sachen mit Begierde gelesen werden. Ich wünschte auch kaum etwas Gediegeneres, das wir unseren Kindern in die Hände geben könnten, als die Venkschen Sachen. Das ist alles so rein, so fein, so schlicht, so wahr, so fröhlich, so mit dem Stempel echten, gesunden Christentums versehen, so innerlich fördernd, daß wir des Lobes nicht genug haben für diese Gaben einer deutschen Pfarrfrau.“

(„Bauwerteter Anzeiger.“)

**Venas Wanderjahre.** Erzählung für die Jugend. Leinenband Mk. 2.25. — **Der Findling.** Erzählung aus der Zeit der Reformation. 2. Aufl. Leinenband Mk. 3.50.

„In Venas Wanderjahren erzählt die Verfasserin, wie es einem mutterlosen Mädchen, deren Vater eine zweijährige Studienreise unternommen hat, in den Familien ihrer amerikanischen Verwandten ergeht. — Die andere Erzählung schildert die Schicksale einer Italienerin, die Waise geworden, ein reicher, deutscher Kaufmann als Gattin heimführt und die nach mancherlei Sorgen und Kämpfen zusammen mit ihrem Gemahle und ihren Kindern sich zur Lehre Luthers bekennt. — Der den Töchteralbungsgeschichten vielfach anhaftende vornehme Ton, der so gern hervorgekehrte Gegensatz zwischen arm und reich und die prohenhafte Leutseligkeit junger Dämchen armen Leuten gegenüber fehlen diesen Büchern gänzlich. Arm und reich, vornehm und gering lieben und leiden miteinander als Kinder in natürlicher, gesunder, herzlicher Art. Beide Geschichten halte ich für vorzügliche, trefflich gefaßte Jugendschriften, die auch jeder Erwachsene mit Freuden lesen wird.“

(„Volksbildung.“)

**Die Bettelänger.** Erzählung für die Jugend. 2. Aufl. Illustriert. Leinenband Mk. 2.50.

**Ein Akeblatt.** Erzählung für die reifere Jugend. 3. Aufl. Leinenband Mk. 1.75.

**Im Dienst des Friedesfürsten.** Drei Erzählungen aus aller Zeit. 2. Aufl. Leinenband Mk. 1.75

**Drei Wünsche.** Erzählung für die reifere Jugend.  
2. Aufl. Leinenband Mk. 3.—

... Welch eine reiche Erfindungsgabe, Welch eine schöpferische Gestaltungskraft, die unsere Dichterin bekundet, wenn wir so unter dem Zauberstabe ihres Genius in jeder neuen Erzählung immer neue Gestalten und mit immer neuem eigenartigen Gepräge erstehen sehen! Was der vorliegenden Erzählung übrigens noch eine ganz besondere Bedeutung verleiht, das ist der gewaltig-historische Hintergrund, auf dem sich die Handlung bewegt, — die Zeiten der Fremdherrschaft und der Abschüttelung des Fremdenjochs in den Freiheitskriegen. Wie anschaulich steht diese Zeit mit ihren Gegensätzen — ihrer Franzosentümelei und sklavischen Bewunderung des Eroberers einerseits und der nationalen Erhebung andererseits — vor unseren Augen; wie ergreifend wird das Ringen des an seinen Ketten rüttelnden nationalen Geistes geschildert! Es ist, als ob wir Nachgeborenen die ganze große Zeit mithoffend, mitstrebend, mittrauernd und mitjauchzend von neuem vor unseren Augen durchlebten.“

(„Monatsblätter für deutsche Literatur.“)

**Treue Herzen.** Zwei Erzählungen für die Jugend.  
2. Aufl. Leinenband Mk. 2.25.

„In den Erzählungen der teuren Verfasserin findet sich vielerlei Gutes: interessanter Stoff, gesunde Entwicklung ohne Aufregungen und Ueberreizungen, tüchtige Lebensanschauung, reiche Erfahrung, goldener Humor, tiefgegründete, aber weder aufdringliche noch sonst ungesunde Frömmigkeit. Das gilt auch von diesen beiden Erzählungen von einer treuen Tochter, die in schwerer Zeit tapfer ihre Eltern unterstützt, und von einem treuen schottischen Hirtenknaben, der während der letzten Zeit der Stuarts auf dem englisch-schottischen Throne in seiner Heimat lebt und wirkt.“

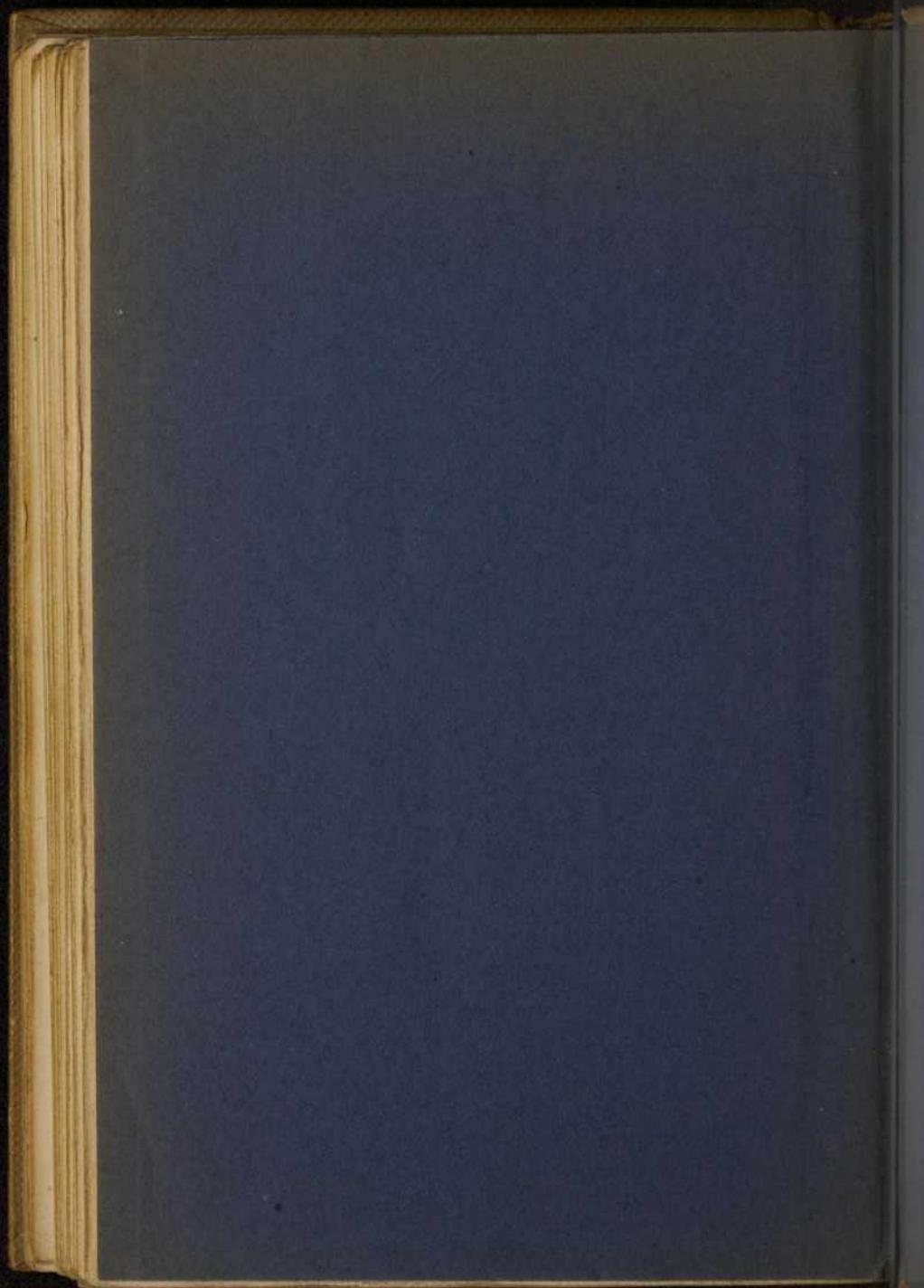
(„Haus und Schule.“)

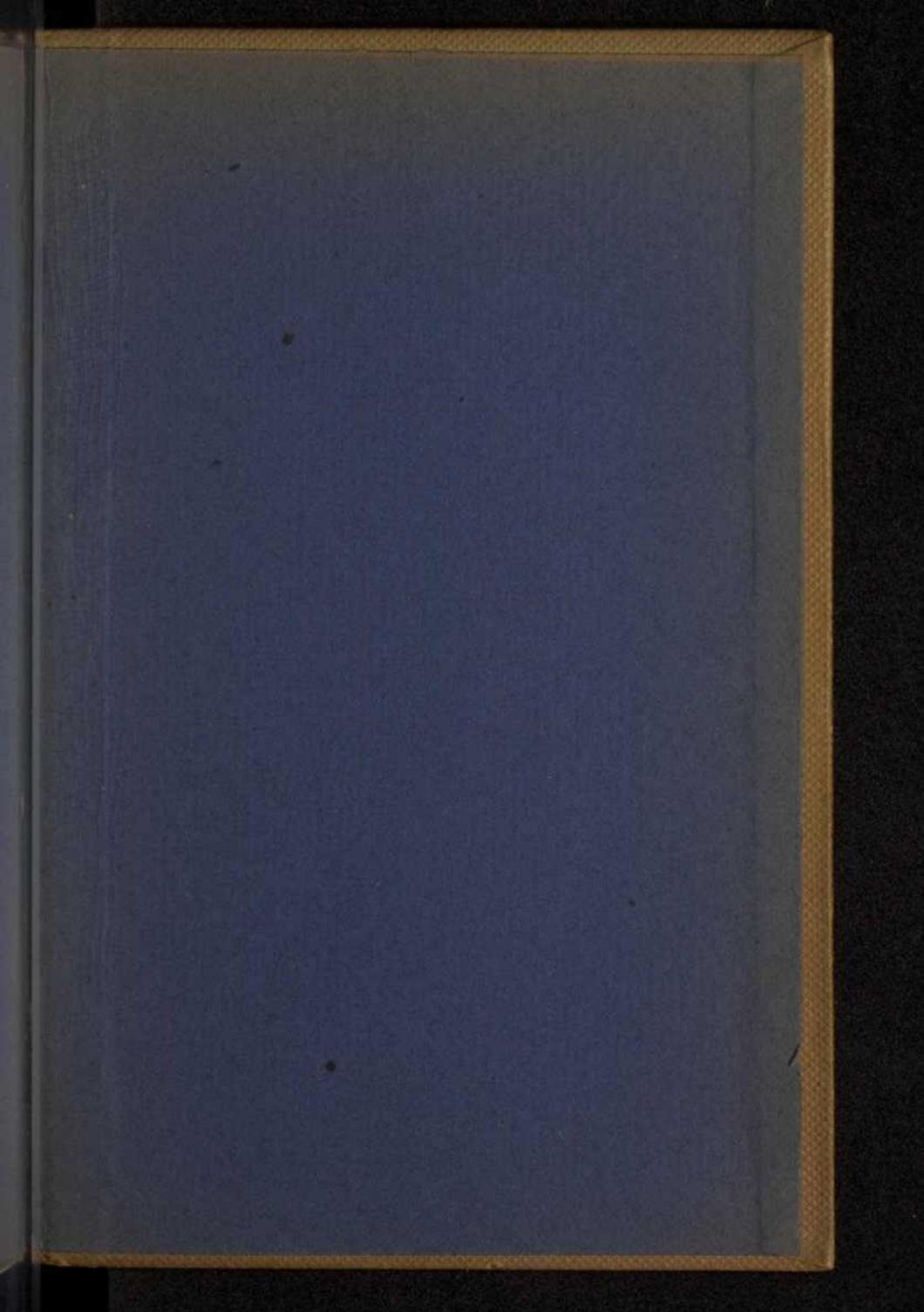
**Die Zwillinge.** Eine Erzählung für die Jugend.  
2. Aufl. Leinenband Mk. 1.50.

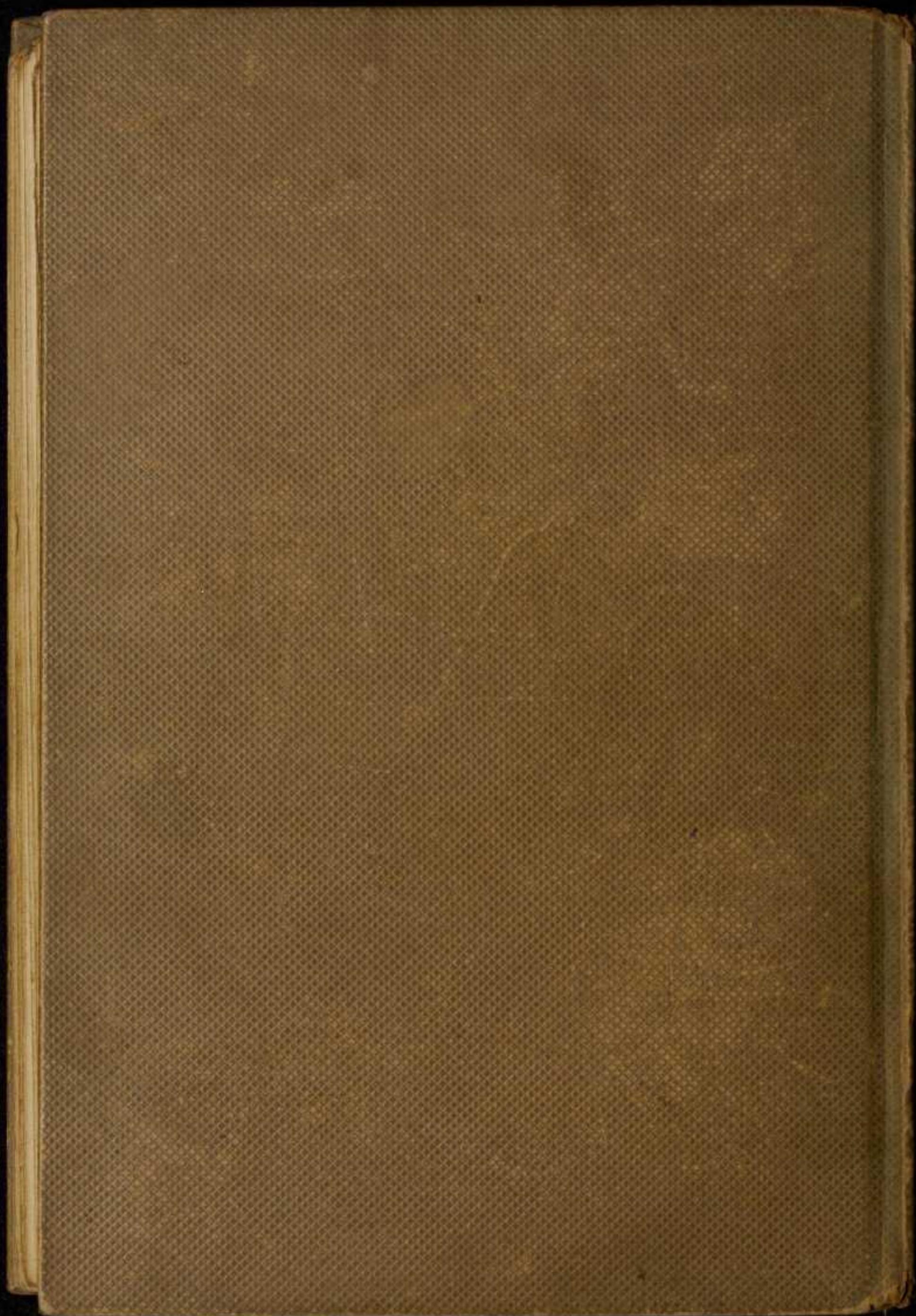
**Des Pfarrers Kinder.** Erzählung aus der Zeit des 30jährigen Krieges. 5.—9. Tausend. Leinenband Mk. 3.—

**Kinderherzen.** Vier Erzählungen. 3. Auflage.  
Leinenband Mk. 2.—

...









ZS178

07

UB BIELEFELD

6.17

990/4478932+01



k

KLE

99

ZS178

07